<36602353360016

<36602353360016

Bayer. Staatsbibliothek

Bavar. 1994

Ofellus

R.

OFELLUS RUSTICUS

oder

der Vertheidiger der Brache in Baiern

über

die Recension in der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek XV. Band S. 364.

Aut quia non sentis, quod clamas rectius esse,
Aut quia non firmus rectum defendis et haeres,
Nequicquam in coeno, cupiens evellere plantam.

Hor. Sat. II. 7.

Frankfurt. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Nun, da hab' ich's! Ich glaubte, Wunder gethan zu haben, daß ich den rheinischen Posthalter und seine Helfer zum Stillschweigen brachte, und dachte nicht, daß mir anderwärts eine Fehde sollte angezettelt werden. Allein, meine Gegner nahmen einen Herrn Berliner Recensenten zu Hülfe, der mich in dem XV. Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek durch seine Autorität und Machtsprüche mit einmal zu Boden drücken sollte. Ohne Zweifel erwarteten sie, daß ich den Herrn Recensenten, der unsern Streit in Weißheit überdacht hat, als competenten Richter erkennen, und kein Wort mehr dagegen sagen würde. Allein, ich wage es deßohngeachtet, von diesem Richter an das unpartheyische Publikum und selbst an den Herrn Nikolai, der sich aus so vielen Titeln die allgemeine Hochachtung erworben hat, zu appelliren.

Ich behaupte, daß sich meine Gegner das Urtheil des Herrn Recensenten erschlichen haben, und daß derselbe sein Urtheil nicht aus Gründen, sondern aus vorgefaßter Meynung ausgesprochen, und meine Schrift nicht einmal gelesen habe. Ich weis den Schleichweg meiner Gegner, und ich weis sogar die Art, wie sie dieses Urtheil bewirket haben. —

Der Herr Nikolai hat sich zum Gesetz gemacht, die Aufklärung, die Freyheit und die Rechte der Menschheit nach Möglichkeit zu unterstützen, und der Erfolg hat schon oft seine Bemühungen gekrönet. Ich selbst war vor einigen Jahren in einer traurigen Lage; und ich muß es dem Herrn Nikolai lebenslänglich verdanken, daß er mich durch einen Recensenten gerettet hat. Was ich damals behauptete, sah man in Baiern für gefährliche Neuerung an, und nun wird es für bekannte Wahrheit gehalten. Man wollte mich mit Gewalt unterdrücken und empfindlich bestrafen; aber der Ausspruch und das Ansehen der allgemeinen deutschen Bibliothek haben mich gerettet. Was ich damals gethan habe, um mich zu retten — das thaten nun meine Gegner, um mich zu unterdrücken. Hochachtung und Dankbarkeit erfodern, daß ich mir den Finger auf den Mund lege.

Die Rechtschaffenheit des Herrn Nikolai ward dermalen gemißbrauchet, welches ihm um so mehr zu verzeihen ist, als er von meinem Vaterlande zu weit entfernt ist, um den Charakter und die Denkungsart der Leute, die in diesem Streit verwickelt sind, zu kennen. Er verließ sich auf den Herrn Recensenten, und dieser hat sich durch meine Gegner — irre führen lassen, und einen blinden Ausspruch gewaget, vielleicht in der Absicht, daß er dadurch der Kultur das Wort spreche. Allein er vertheidigte die Gewaltthätigkeit und den Zwang in der Oekonomie, der eben so gehäßig und abscheulich, als die Intoleranz in der Religion ist, und trug, vielleicht wider seinen Willen, alles Mögliche bey, um die Kultur in Baiern ganz zu Grund zu richten. Er trat den ohnehin schwachen Vertheidiger der Freyheit und des Landvolkes, welches bey allen seinen Mängeln dem Philosophen und Staatsmann immer ehrwürdig ist, mit Füßen, und wollte, was seine Gegner nicht konnten, ihn ganz zu Boden drücken.

Es mag der Herr Nikolai ein Oekonom seyn oder nicht; er weis doch, daß nichts so veränderlich sey, als die Meinungen der ökonomischen Gelehrten. Man hat schon die Menge ökonomischer Systeme mit großer Pracht und

vielen Lobsprüchen aufgestellet, welche nach und nach durch Andere verdränget, und wieder mit Spott verworfen worden sind. Die vielen sich widersprechenden Recensionen, welche in der allgemeinen deutschen Bibliothek nur seit 20 Jahren erschienen sind, geben hievon einen auffallenden Beweis.

Schon oft wollten die gelehrten Oekonomen die Großen der Erde bereden, daß sie ihre gelehrten Systeme den Unterthanen mit Gewalt aufdringen möchten; glücklicher Weiße erreichten sie ihre Absichten nicht, oder die Erfahrung hat gar bald gelehret, daß Zwang und Gewalt das höchste Verderben der Kultur sey. Das Klima, die Lage, die Erde, das Landvolk, Zeit und Umstände sind so verschieden, daß es immer eine Thorheit ist, wenn die Oekonomie in einem ganzen Lande über Einen Leist geschlagen werden will. Die ökonomischen Wahrheiten entwickeln sich nur durch Aufmunterung zur Industrie, durch Freyheit und Erfahrung, und nur dadurch kann die Kultur auf einen höhern Grad gebracht werden.

In meinem Vaterlande gab es Leute, welche behaupteten, daß man überall und mit Einmal alle Brache aufheben, und eine allgemeine Stallfütterung einführen soll. Wer nur

einiger-

einigermaßen weis, was Oekonomie ist, begreifet mit dem gemeinsten Menschenverstande die Ungereimtheit dieses Vorschlags. Es blieb nicht bey diesem Vorschlag und öffentlicher Behauptung; der gnädigste Landsherr sollte diesen Unsinn durch ein Gesetz heiligen. Ich sage dieß nicht ohne Grund, denn ich habe den offenbaren Beweis in meiner Hand. Das Gesetz war schon wirklich verfasset und zum Druck bestimmt. Um jedermann zu überzeugen, führe ich einige Stellen des entworfenen Gesetzes an. Anfangs wird festgesetzt, daß die Zäune, die Weiden und die Brachen aufhören müssen, und §. 3. heißt es: „Da für die Gemeinweiden ein Surrogat gesucht, und dieses nicht anders als im Klee, und anderer Futterkräuterbau gefunden werden, solcher aber in der Brache allein statt haben kann; mithin auch die Brache aufhören muß: so sollen alle jene Generalien hiemit erneuert und wiederholet seyn, welche deßwegen in vordern Zeiten mehrfältig schon erlassen worden sind. Es soll daher nach dem Generalmandat vom 3 July 1762 die Brache im obigen Verstande hiemit durchgehends aufgehoben seyn." Der Leser wird leicht von selbst bemerken, daß man sich hier durch die Citation der vorgehenden Mandaten bloß beschönigen wolle. Die baierischen Landesherren munterten zwar das Volk öfter zur Kultur, und auch zum Anbau

in der Brache auf, aber es kam ihnen nie der unselige Gedanke, daß sie den allgemeinen Anbau der Brache, und die Aufhebung aller Weiden anbefehlen wollten. Das neu entworfene Mandat lautet weiter: „Alle zu Gunsten der Viehweiden in den angeführten Mandaten und nachher gemachten Ausnahmen sollen hiemit gänzlich abgethan und aufgehoben seyn, auch über die Anbauung der Brache unter keinerley Vorwand ein Proceß gestattet werden. — — Setzen hiemit einen Termin von 3 Jahren fest, nach dessen Umlauf alle jene Gründe, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, welche zu gemeinen oder anderen Weiden benutzet, und nicht kultivirt seyn werden, wirklich als bona vacantia pro fisco eingezogen werden, und davon einen Bodenzins von 10 Kreuzer per Tagwerk, an die churfürstliche Kastenämter von denjenigen entrichtet werde, welche die Weidenschaft oder anderes Recht oder Dienstbarkeit darauf genießen."

Alle gemeine und andere Weidgründe sind also bona vacantia pro fisco! Für jedes Tagwerk müßte der Landmann dermalen jährlich 10 Kreuzer bezahlen, um dadurch, wie dieses entworfene Mandat saget, seinen hartnäckigen Eigensinn zu bestrafen! — Dieser Bodenzins und Strafe könnte allzeit nach Belieben vermehret, auch die Gründe pro fisco als bona vacantia eingezogen werden! —

Wie

Wie kann es aber billig seyn, daß der Bauer, den die Armuth und hundert andere Umstände zur Weide zwingen, dieser Weide halber eine neue Recognition oder Steuer als Strafe seines Eigensinns geben soll? Oder woher kömmt das Recht, daß der Fiscus die Gründe bloß darum, weil das Vieh darauf weidet, als bona vacantia erklären dörfe, da doch die gelehrtesten Männer behaupten, daß man die Stallfütterung nicht allgemein und überall einführen könne, folglich das Vieh in einigen Orten zur Weide getrieben werden müsse?

§. 1. Wird in diesem neuen Mandat auch festgesetzt, daß die Gemeingründe und Weiden nicht nach dem Hof, oder Contributionsfuß, sondern nach den Familien vertheilet werden sollen; daß also ein Bauer, der die schweren Lasten des Staats trägt, nicht mehr Grund als der Tagwerker erhielte. Um diese Vertheilungsart zu rechtfertigen, wird obiger Grundsatz, daß die Weidgründe bona vacantia seyen, behauptet, aus welchem offenbar folget, daß sie der Landesherr nach Belieben, Einem viel, dem Andern wenig, austheilen lassen könne.

Dieses Mandat, wodurch das heilige Eigenthumsrecht vernichtet, und die baierische Landesverfassung umgewälzet worden wäre, fand mächtige Unterstützung, vielleicht bloß darum,

 weil

weil es von Mächtigen entworfen war. Es fehlte nur noch die Publikation. Es war also höchste Zeit, daß einige Patrioten ihre Stimmen dagegen erhoben, und zeigten, daß sich die Wirthschaft in einem großen, durch Clima, Lage und Erdreich so sehr verschiedenem Lande, wie Baiern ist, nicht nach einem allgemeinen, normalmäßigen Plan, wie man sich im Mandat ausdrückte, überall gleichförmig führen lasse, und daß die Brache nicht überall aufgehoben, die Stallfütterung nicht überall eingeführet, auch durch Zwang die Kultur nicht verbessert werden könne.

Die Publikation des entworfenen Mandats kam nicht zu Stande; aber doch sieht man dort und da Spuren desselben. Bey Vertheilung der Gemeingründen sieht man mehr auf die Zahl der Familien als auf den Contributionsfuß, und man hat auch von Weiden schon eine Recognition gefodert.

Wären der Herr Nikolai und der Herr Recensent zu dieser Zeit in Baiern gewesen, so würden sie gewiß, wie ich, Rechte und Freyheit vertheidiget, sich aber auch den Haß meiner Gegner auf den Hals gezogen haben. Und nun mögen sie urtheilen, ob ich die Mißhandlung, die mir der Herr Recensent anthat, verdienet habe. — Ich habe nicht nur alle Ge-

genden

genden meines Vaterlandes genau kennen gelernt, und die meisten Länder im Reiche besonders am Rhein mit dem Auge eines Oekonoms öfter durchreiset; sondern selbst schon vieles für den Kleebau, für den Anbau der Brache und für die Stallfütterung geschrieben; und ich habe bey meiner Wirthschaft schon 20 Jahre eine vollständige Stallfütterung. Ich bin also kein Feind der Oekonomie, und vielleicht auch kein gar so großer Dummkopf, wie mich meine Gegner dem Herrn Recensenten geschildert haben. Ich war der Erste, der meine Landleute auf Forstwirthschaft und Forstwissenschaft aufmerksam machte, der Erste, der es zu behaupten wagte, daß, wenn die Kultur bestehen soll, die Menge des Wildes vermindert werden müsse; und daß der Landmann, der in den dermaligen Zeiten so viele Abgaben zu bestreiten hat, dasselbe nicht mit seinem Getraide füttern könne. Ich vertheidigte den Landmann wider die neuen Eingriffe einiger Zehentherren, wider die Excessen der Gerichtspraxis, und wider die Mißbräuche der Jäger, Schörgen und Wasenmeister. Ich wagte es zuerst, die Schädlichkeit des Leibrechts und der Freystift zu zeigen, und machte Vorschläge zu dem weit nützlichern Erbrecht, wodurch das Schicksal des großen Haufen arbeitender Menschen erleichtert würde. Ich bin

also auch kein Pedant oder Schulfuchs, und habe nicht verdienet, daß mich der Herr Recensent als einen übermüthigen Jungen, oder Studenten, als einen Rabulisten, Bierwirth, oder Biersäufer mißhandele. Er hat aus meiner Schrift, in welcher ich nicht nur die Meynungen vieler gelehrten Oekonomen angeführet, sondern auch gewürdiget habe, leicht erkennen können, daß ich fast alle ökonomische Bücher gelesen habe, und daß ich mich bemühe, die Theorie mit der Erfahrung zu verbinden. Zu was also solche Grobheiten und Lügen, die für das gegenwärtige gesittete Jahrhundert so unanständig sind?

Wenn es der Herr Recensent nicht weis, so wissen es doch meine Gegner, daß meine vorigen Schriften in der allgemeinen deutschen Bibliothek schon manchmal großen Beyfall erhielten. Sie mögen also wohl Ursache gehabt haben, mir allerley anzudichten, damit diese neue Recension desto mehr ihrem Wunsche entspreche.

Man verzeihe mir, daß ich die Umstände des Streithandels, den meine Gegner so geflissentlich verschwiegen haben, und auch einige Umstände meines Lebens erzählet habe. Es geschah dieß nicht aus eitler Ruhmredigkeit, son-

dern bloß zu Vertheidigung meiner so sehr beleidigten Ehre. Der Leser mußte zum voraus wissen, wie wichtig das Unternehmen meiner Gegner, und wie groß die Gefahr war, welche sie für Baiern zubereitet haben. Die allgemeine Aufhebung aller Brache und aller Weiden, welche meine Gegner in ihren Schriften verkündigten, und die landsherrliche Gewalt, welche sie, vermög obigen Mandats, zu diesem Endzwecke anwenden wollten, sind schon für sich selbst so empörend, daß sie jeden Redlichgesinnten zurück schrecken.

Wenn der Recensent behaupten sollte, daß dieser Vorfall in Baiern für das übrige Deutschland nicht viel bedeutend sey, so gebe ich ihm dieß gerne zu, und er mag diese Schriften als Kleinigkeiten von sich werfen. Allein er soll sich nicht als Werkzeug gebrauchen lassen, um den ganzen Gegenstand des Streits zu verdrehen, und offenbare Unwahrheiten zu verbreiten.

Der H. Recensent schimpfet mich immer nur in allgemeinen Ausdrücken, wozu, mit Erlaubniß zu sagen, keine große ökonomische Kenntnisse, und keine Meisterhand eines Recensenten erfoderlich ist. Es ist bald gesagt, daß ich nichts, und meine Gegner alles verstehen,

daß

daß ich bloß de lana caprina streite, daß ich nur ein Student und Bierwirth sey, der keine Stallfütterung und Erfahrung habe. Er beweise es, und zeige die Fehler an, die ich gemacht habe.

Er wirft mir vor, daß ich lateinische Brocken eingestreuet habe, ohne nur im geringsten zu zeigen, daß ich die Stellen übel oder ungereimt angewendet hätte. Er hätte aus denselben, wenn er sie verstanden hat, bemerken sollen, daß ich den Horaz lese und verstehe; und aus Bescheidenheit hätte er denjenigen, der mit dem Geist dieses römischen philosophischen Landmanns bekannt ist, wenigst mit keinem Hallerthauer Ochsen vergleichen sollen. Warum wirft er mir denn nicht auch die französischen Brocken vor? Gefallen ihm diese besser; oder ist er kein Liebhaber davon? Es ist doch eine hübsche Sache, daß der bäuerische Ofellus sein gut Latein und Französisch, und nebenbey so viel Deutsch verstehe, daß er sich gegen einen Berliner Recensenten, der ihn mit aller Gewalt zu einem dummen Bierwirth, cum foeno im Kopf, machen will, zu vertheidigen weis; und sich nebenbey nicht zu dergleichen Unanständigkeiten verleiten läßt, wodurch der Recensent mehr sich selbst, als den Ofellus, beschimpfet hat.

Der Herr Recensent behauptet, daß mich meine Gegner größtentheils nicht haben verstehen können; zeiget aber die unverständlichen Stellen nicht an. Käme es auf eine unpartheyische Untersuchung an, so würde es sich zeigen, daß ich weit verständiger als meine Gegner, und wenigst eben so verständig als der Herr Recensent, schrieb. Wenn er sich die Mühe geben wollte, die unverständlichen Stellen meiner Schrift anzuzeigen, so will ich ihm zur Wiedervergeltung diejenigen meiner Gegner, die er in seinen Schutz nimmt, aufzählen; wenn es je der Mühe lohnte, in unserm ökonomischen Streit sich auf so kleine Nebendinge einzulassen. So gelehrt auch der Herr Recensent ist, so werden doch den Lesern in seiner Recension Stellen aufstoßen, die sie nicht wohl werden verstehen können. Er saget z. B. Es geht den Gelehrten dieser Art eben so, wenn sie vom Studenten rc. Das Vorgehende oder Nachfolgende soll zeigen, was der Herr Recensent durch dieses Eben so, andeuten wollte; aber der Leser wird dieß nirgend finden können. Der immer noch Ungenannte thut hier auch noch eben so, wie ers im baierischen Landboten gethan hat. Damit der Leser wisse, wie der Ungenannte hier thut, sollte ihm der Herr Recensent sagen, wie er im baierischen Landboten gethan hat. Oder wenn er nicht sagen

will,

will, wie der Ungenannte im baierischen Landboten that, soll er sagen, wie er hier thut. Das Meiste ist schon sehr entscheidend beantwortet worden, so daß für die Buchhandlungen diese neue Aufwärmung mit den wenigen Zusätzen von wenigem Belange, aber ein desto stärkerer Beweis seyn kann, daß der lateinische Wirth 1795 noch derjenige ist, der er 1791 war, so daß er so wenig durch ꝛc. Wem kann das wiederholte: So daß, gefallen; oder wer kann in dieser verwirrten Stelle einen deutlichen Sinn finden? — Dann wo und wenn wird es möglich werden, daß man ihm nichts entgegen sollte sagen können, da er noch nicht weis daß ꝛc. Was heißt oder nützet hier das: Dann wo und wenn wird es möglich werden? Hätte er sich nicht weit klärer, bestimmter und kürzer ausdrücken können? Eine solche Schreibart verdienet, daß man sie wenigst für trivial und fade erkläre. — Wie seine Hallerthauer Ochsen auch stärker sind. Hier saget er, daß die Hallerthauer Ochsen stärker seyen, setzet aber nicht bey, als wer oder was sie stärker sind.

Nur der unkrautige Klee sauget das Feld aus. Wer that es aber jetzt, der Klee oder das Unkraut? Wenn diese Stelle nicht ganz unverständig ist, so hätte sie der Herr Recensent wenigst weit verständiger machen können.

Die Brachunkräuter gewinnen recht Zeit zum Reifen, und folglich zum Aussaugen. Seine Sage: Qui nimium dicit, nihil dicit, passet daher sehr gut auf ihn. Die Anwendung dieses lateinischen Spruches bey dieser Stelle muß jedem Leser unbegreiflich seyn. Der Herr Recensent hat also hier wahrhaft einen lateinischen Brocken gemacht.

Der Verfasser versteht auch eben so wenig, daß manche Pflanzen weniger düngen als sie aussaugen. Diese Stelle ist offenbar so unverständlich und unrichtig, daß sie auf mich gar nicht anwendbar ist. Ich behauptete ja, daß alle Pflanzen weniger düngen als sie aussaugen; dagegen versichert der Herr Recensent, daß der Klee mehr dünge als er aussauget. Also nicht ich, sondern der Herr Recensent versteht nicht, daß manche Pflanzen weniger düngen als sie aussaugen. Dieß ist wohl ein grober deutscher Brocken!

Da sie nur immer mehrere Bewegung und freye Luft sey besser, wie Ruhe und Einsperren, ohne dann zu bedenken, daß auch bey Stallfütterung ꝛc. Wer kann hier einen nur erträglichen Sinn finden?

Das Erstere ist gut, Letztes fehlerhaft.

Wenn es ein Ersteres giebt, so muß das, was sie Letztes heißen, das Erste seyn. An einem Recensenten, der lauter Vollkommenheit

athmet,

athmet, ist auch der geringste Fehler tadelswürdig.

Das Unverständigste ist wohl das: Endlich möchte Recensent mit dem Verfasser S. 119. zum Schluß noch recht vieles reden; es dünkt ihm aber eben so, wie Verfasser sagt, daß das, was er mehr reden wollte, die baierische Welt noch nicht ertragen möge, auch er es noch nicht ertragen könne, bis er seine Stallfütterung weiter fortgesetzet haben wird. Dies ist wahrlich wieder ein so grober Schnitzer, daß man glauben sollte, der Herr Recensent habe seine Recension im Schlaf gemacht. Wo habe ich denn jemals gesagt, daß die baierische Welt das, was ich zu sagen hätte, nicht ertragen könne? Diese dumme Hoffahrt und Verunglimpfung meiner lieben Landsleute sey fern von mir, oder man soll mich auf der Gasse mit Koth bewerfen!

Was mir hier der Herr Recensent boshafter Weiße andichtet, hat mein Gegner wörtlich behauptet. Diese Beleidigung meiner Landsleute that mir so wehe, daß ich sie in meiner Schrift S. 119. mit Spott und Ernst, aber doch mit Bescheidenheit rügte.

Weiter saget der Herr Recensent: Also ebenfalls indessen gute Nacht, ob es gleich in Baiern Tag wird. Hier will der Herr Recensent mich ohne Zweifel beschuldigen, daß ich

der

der Aufklärung und der Kultur in Baiern gute Nacht gesagt hätte; welches wieder nicht ich, sondern mein Gegner gethan hat, worüber ich ihm S. 120. die verdiente Antwort gab. Welch' ein Recensent, der mir die gröbsten Beleidigungen meines Vaterlandes andichtet, um über mich spotten zu können, der nicht einmal weis, was meine Gegner oder ich behauptet haben! So geht's, wenn man sich durch — verleiten läßt. Hier hat das Publikum einen offenbaren Beweis vor Augen, daß die Autorität eines Recensenten wenigst nicht unfehlbar sey.

Eben so wenig hat der Herr Recensent Ursache, mich einen Bierwirth zu nennen; wiewohl ich mich, wenn ich einer wäre, nicht zu schämen hätte. Entweder haben meine Gegner dem Herrn Recensenten die Unwahrheit geschrieben, oder er hat sie mißverstanden. Ich will ihm hier sagen, wie der lateinische Wirth ins Spiel kam.

Als nach dem Vorschlag meiner Gegner der allgemeine Anbau der Brache und die Stallfütterung durch das entworfene landsherrliche Mandat nicht anbefohlen wurde; so war gemäß der Denkungsart solcher Leute nichts natürlicher, als daß alle diejenigen, die das Mandat hinter-

trieben, oder dem Zwange entgegen waren, Dumm- und eigensinnige Starrköpfe seyn mußten. Ich war wider den Zwang, aber immer für den Mittelweg geneigt, und behauptete, daß die Landkultur in Baiern zwar nicht durch landsherrliche Gewalt, aber durch andere schickliche Mittel gebessert, und besonders der Kleebau und die Stallfütterung befördert werden sollten. Ich hielt manchmal mit meinem Nachbar, einem Bierwirthe, der einige ökonomische Schriften, und auch den Landboten, las, der selbst Klee bauete, und durch lange Erfahrung in der Landwirthschaft viel gelernet hat, eine Unterredung. Es war ihm ärgerlich, daß man in dem Landboten alle diejenigen der Dummheit und des Eigensinns beschuldigte, welche die Brache nicht ganz aufgehoben hätten, und er machte mir einige Einwendungen gegen die Vertheidiger dieser neuen Kulturart.

Ohne alles gut zu heißen oder zu verwerfen, was er sagte, entwarf ich seine Gedanken in einem flüchtigen Aufsatze, und überschickte denselben dem Landboten; und so erschienen die Fragen des lateinischen Wirthes im Drucke. Meine Absicht war, alles das, was für oder wider die Brache und die Stallfütterung gesagt werden könne, der öffentlichen Prüfung vorzulegen, und dadurch meine Landsleute auf diesen

wichti-

wichtigen Gegenstand aufmerksam zu machen; denn ich wußte, daß der Landbot auch von gemeinen Leuten häufig gelesen werde. Der lateinische Wirth trug seine Einwendungen bloß in Fragen, ganz gelassen und mit Bescheidenheit vor; er warf sich nicht als Widersacher auf, sondern bat nur um Unterricht; und ich hoffte also, daß die Vertheidiger der allgemeinen neuen Kulturart ebenfalls mit Gelassenheit antworten würden. Es hätte solchenfalls offenbar viel Gutes für Baiern entstehen können.

Allein ein Theoretiker, der für die allgemeine Aufhebung der Brache rasete, schimpfte unter dem Namen eines Posthalters so sehr auf alle diejenigen, die nicht seiner Meinung waren, daß mein Nachbar über diese Grobheit und Unverschämtheit erstaunte, und mich bat, daß ich in seinem Namen keinen Buchstaben mehr schreiben möchte.

Nun trat ich unter dem Namen des horazianischen Ofellus auf, und trachtete in meiner Schrift, die ich im Auslande drucken lassen mußte, zu beweisen, daß sich die Brache in Baiern nicht allgemein und überall aufheben lasse; und so entstand die Schrift, in welcher ich mich vorzüglich befliß zu zeigen, daß in Baiern die Kultur nie zur Vollkommenheit

kommen könne, so lang der große Haufe der Landleute durch übermäßiges Frohnen oder Schaarwerken, durch das verderbliche Leib- und Freystiftsrecht, und durch Vermehrung der grundherrlichen Abgaben und Dienste zu Boden gedrückt werde. Ich bewies, daß die höchste Kultur mit der drückenden Armuth nicht bestehen könne, und daß der Geist der Industrie nie erwachen werde, wenn der Landmann, der sein Gut verbessert, zum voraus weis, daß seine Kinder, dieser Gutsverbesserung halber, an Abgaben höher gehalten werden. Diese Apologie der baierischen Landleute hat der Herr Recensent mit Grobheit besudelt, ohne sich um den Gegenstand des Streits nur im geringsten zu bekümmern, und er hat dem Verfasser Meinungen angedichtet, an die er nie gedacht, und wovon er gerade das Gegentheil behauptet hat.

Und was hat den Herrn Recensenten dazu bewogen? — —

Der Gegenstand war offenbar von der größten Wichtigkeit; wie konnte also der Herr Recensent behaupten, daß ich de lana caprina streite? Aber er mußte ja was wider mich sagen, er mußte was widersprechen. Er hob also aus meiner Schrift Kleinigkeiten aus, die es nicht

verdie-

verdienen, daß man davon nur ein Wort spreche. Er machte mich zum Bierwirth und Studenten. — Vor 40 Jahren war ich freylich ein Student — der Herr Recensent war es auch — Nur darinn ist ein Unterschied, daß ich meine lateinischen Brocken besser verstehe, als er die Seinigen. Er wirft mir vor, daß ich stolz bin, ein Vorwurf, der dem Ofellus noch nie gemacht worden ist. Er zeige nur eine einzige Stelle, worinn Ofellus nur den geringsten Hochmuth verräth.

Er gesteht selbst, daß eine Schrift dieser Art des Aufsehens wegen, das sie macht, etwas umständlich angezeiget zu werden verdiene. Er hätte also vor allem den Gegenstand des Streits untersuchen sollen, und da würde er ganz deutlich gefunden haben, daß meine Gegner den Anbau der Brache und die Stallfütterung überall und sogar mit Gewalt einführen wollten. Wie konnte er also ihre Vertheidigung auf sich nehmen? Ich wählte die Mittelstrasse, und behauptete, daß diese Kulturart nicht überall anwendbar sey; eine Meinung, die der Herr Recensent selbst wörtlich behauptet. Wie konnte er mir also als ein redlicher Mann widersprechen, und behaupten, daß ich de lana caprina streite, und daß ich bey dieser Sache gar kein Wort zu sagen hätte?

Er behauptet, daß ich die Brache zu sehr in den Schutz nehme. Dies ist nur gesagt; er zeige mir die Stelle, wo ich dieß gethan habe. Wie wäre das von mir zu vermuthen, der ich selbst schon seit 20 Jahren in die Brache baue, und eine vollständige Stallfütterung habe? Ich behauptete nur, daß die armen Bauern auf schlechtem, magerm Boden die Brache nicht allgemein aufheben können; heißt das die Brache zu sehr in den Schutz nehmen? Wenn ich in etwas zu viel gethan habe, so geschah es vielleicht dadurch, daß ich aus Eifer oder Vorliebe für meine eigene Kulturart, den Anbau der Brache und die Stallfütterung zu sehr angerühmet habe.

Der Herr Recensent gesteht selbst, daß meine Gegner die Brache zu allgemein abgeschaffet wissen wollen. Ich streite also nicht de lana caprina. Warum widerleget der Herr Recensent diese übertriebene Meinung meiner Gegner nicht? Warum beschimpfet er sie nicht, wie mich? Ich habe es gewiß weniger verdienet, weil er selbst meiner Meinung ist.

Wider den Herrn Regierungspräsidenten Freyherrn von Weichs, sagt der Herr Recensent, soll sich der Verfasser ja nicht öffentlich auflehnen, zumal ihn dieser gar richtig beantwortet, und sich genannt hat. Sicher kömmt er gegen diesen nicht fort; besser thäte er da-

her,

her, er ließe sich von ihm belehren. Der Herr Recensent spricht hier sein Urtheil sehr entscheidend, ohne die rationes decidendi beyzulegen. Ob man ihm alles auf sein Wort glauben müsse, oder ob er sich nicht zu viel anmasse, und ob er, wie die Juristen sagen, ex nigro album, et ex albo nigrum machen könne, will ich dahin gestellt seyn lassen. Indessen lasse ich mir seine Vermahnung zu meinem Frommen gar fleißig gefallen.

Ich werde mich wider den Herrn Reichsgrafen von Weichs nie auflehnen. Er ist ein großer, angesehener, reicher Kavalier, der die wichtigsten Staatsgeschäfte mit allgemeinem Beyfall und vorzüglichem Ruhme führet. Die praktische Oekonomie ist für ihn zu klein, als daß er sich damit befassen könnte, und die wichtigsten Aemter, denen er vorstehet und vorgestanden ist, erfoderten bisher seine beständige Gegenwart in der Stadt. Nur ein Landmann, der die Natur und die Gewächse von ihrem Entstehen an täglich beobachtet, der alle Arbeiten und Geschäfte mitmachet, oder wenigst gründlich verstehet, der seine Wirthschaft selbst führet, und in ihrem ganzen Zusammenhange kennet, kann ein praktischer Oekonom seyn. Die Berichte der Beamten können dazu wenig beytragen, und eben so wenig ein kurzer Aufent-

halt auf dem Lande, den man sich meistentheils nur zu seinem Vergnügen wählet. Der Herr Reichsgraf wird so billig seyn, daß er diese freymüthige Aeußerung nicht ungnädig aufnehme; und er wird bey seinen weit höhern Wissenschaften und Vorzügen ganz gerne auf den kleinen Ruhm eines praktischen Oekonoms Verzicht thun. Gesetzt aber, daß er auch ein praktischer Oekonom seyn will, oder meinetwegen auch ist, gesetzt, daß er der übertriebenen Meinung meiner Gegner ganz beypflichte; so werde ich mich doch wider ihn nie auflehnen, denn ich verehre das Argumentum ab authoritate sehr unterthänig, und ich weis, daß das Streiten mit grossen Herren noch weit gefährlicher sei, als mit ihnen Kirschen zu essen. Und warum hätte ich Ursache dazu? Er, selbst ein Baier, hat die baierische Nation nicht beschimpfet; er hat der Aufklärung und der Kultur für Baiern nicht gute Nacht gesagt, und er hat nicht behauptet, daß man in Baiern noch gar keine Kultur kenne; denn wie würde sich diese Behauptung mit seiner hochgepriesenen Oekonomie vertragen können?

Ich weis es gar wohl, daß sich meine Gegner unter dem hohen Schilde des Herrn Reichsgrafen verstecken, und mich reitzen, daß ich mich auflehnen möchte. Aber, nein, der

heim-

heimtückische Gegner, der von der Oekonomie so wenig versteht als der Papagey im Käfig, und doch überall den Ton angiebt, der bekannte Schreier und Großsprecher wird seine Absicht nicht erreichen; die kleine Landmaus geht nicht in die Falle. Ehe ich mich wider den Herrn Reichsgrafen in einen Streit einließe, wollte ich noch lieber eingestehen, daß die Herren Städter mehr Erfahrung in der Landwirthschaft als wir Landleute haben. Wir werden ihnen ohnehin auch diesen Vorzug bald einräumen müssen, wenn wir nicht Dumm- und Starrköpfe geheißen werden wollen.

Der Herr Recensent erkennet mir das Foenum in cornu zu. Der feine Römer Horaz hat diesen Worten keinen so groben Sinn beygeleget, wie hier der Herr Recensent thut. Er giebt dadurch klar zu verstehen, daß er von dem Geiste dieses römischen Philosophen eben so weit als von seiner bekannten Urbanität entfernet sey. Ob ich gleich nur ein Landmann bin, so besitze ich doch mehr Sitten, als der Herr Recensent. Weg also mit dieser, eines Gelehrten so unwürdigen Grobheit!

Der Herr Recensent sagt weiter: Der Verfasser giebt zu, daß der Anbau der Bra-

che auf gutem Boden möglich und nützlich sey; wer weis dieß nicht ohne solchem neuen Streit. Dieß weis freylich jedermann, aber dieß war nicht der Gegenstand des Streits. Man stritt, ob man den Anbau der Brache auch auf schlechtem Boden unter armen Landleuten allgemein und mit Gewalt einführen könne. Wer dieß nicht zugibt, hat darum noch kein foenum im Kopfe. Der Herr Recensent beschimpfet sich ja selbst, weil er diesen Satz eben so, wie ich, verneinet. Wer die Mittelstraße wählet, wie der Herr Recensent, muß das Eine zugeben, und das Andere widersprechen. Welche Verdrehungen! welche Armseligkeiten! welche Recension!

Nach der Meinung des Herrn Recensenten sind die Anmerkungen des Herausgebers S. 37. weit belehrender. Hier muß ich herzlich lachen. Ich bin der Verfasser und der Herausgeber. Wie hat es dem Scharfsinne des Herrn Recensenten entgehen können, daß diese Anmerkung, die ihm so belehrend scheint, die empfindlichste Wunde war, die ich meinen Gegnern geschlagen habe? Auch die Ungelehrten haben den Sinn dieser Anmerkung verstanden, ohne daß sie wußten, daß ich der Herausgeber bin; und Sie, Herr Recensent, Sie! verstanden ihn nicht!

Der Herr Recensent rühmet meine Schrift von 49 bis 64. und behauptet, daß ich meine Stallfütterung meisterhaft betreibe. Wo denket er doch hin? Hat er zu diesen Lobsprüchen die Erlaubniß meiner Gegner erhalten? — — Den Finger auf den Mund! Allein er wirft bald wieder einen groben Brocken hin, wodurch meine Gegner befriediget werden. Seinem Vorgeben gemäß hätte ich in dem baierischen Landboten eingestanden, daß ich keine Stallfütterung habe. Daraus folget also, daß ich mit meiner Stallfütterung nur prale, und ein schändlicher Lügner sey. Der lateinische Wirth hat freylich keine Stallfütterung, wie er es selbst gestehet. Allein, wo habe ich dieß von mir eingestanden? Wer erlaubet dem Herrn Recensenten, daß er aus dem lateinischen Wirthe und dem Ofellus nur eine Person mache? Schon aus dem Titel meiner Schrift: Der lateinische Wirth, und Ofellus ꝛc. hätte er erkennen sollen, daß er irrig sey, und S. 58. sagte ich ausdrücklich, daß ich die Fragen des lateinischen Wirths nicht in meinem Namen gestellet habe. Ich blieb in allem, was ich in meinem und meines Nachbars Namen schrieb, der Wahrheit getreu; ich setzte mich ganz in die Umstände des zweifelnden und fragenden lateinischen Wirths und gestand, daß er keine Stall-

füt-

fütterung habe. Aber, Ofellus ist der Erste, der in Baiern eine vollständige Stallfütterung einführte, und betreibt sie nun schon ganze 20 Jahre; zwar nicht, wie der Herr Recensent saget, meisterhaft, aber doch mit einigem Nutzen.

Es mag wohl seyn, daß sich der Herr Recensent nicht viele Mühe geben wollte, um dem Verlangen meiner Gegner zu entsprechen, und daß er es unter seiner Würde zu seyn glaubte, das Titelblatt und meine Schrift aufmerksam zu durchlesen. Allein, solchenfalls hätte er meine Schrift lieber gar nicht recensiren, wenigst nichts verdrehen, oder erdichten sollen. Ofellus, ein bey der Wirthschaft grau gewordener, und wenigst nicht ganz unerfahrner Landmann, hat eine solche Mißhandlung nicht verdienet, ob er es gleich gewaget hat, in der wichtigsten Angelegenheit seines Vaterlandes auch ein Wort zu sprechen. Der bescheidene Ofellus will nun nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; doch wird er sich wider die Urbanität nicht versündigen, wenn er den Herrn Recensenten in Demuth fraget, wie lang denn er seine Stallfütterung schon betreibe?

Der Herr Recensent beschenket nun den Ofellus wieder mit Lobsprüchen, wofür er sich

gar

gar schön und höflich bedanket. Glaublich wird es aber dem Leser unbegreiflich seyn, wie Ofellus, der keine Stallfütterung und Erfahrung haben soll, der Dummkopf, mit foeno ausgestopfet, deß ohngeachtet so viel Gutes, wie der Herr Recensent behauptet, habe schreiben können.

Meine Berechnung des Düngers bey der Stallfütterung S. 87. ist so richtig, daß meine Gegner dagegen mit Vernunft nichts einwenden können. Aber, der Herr Recensent weis sich nach seiner Art ganz leicht zu helfen. Er sagt nur: daß ich die Düngervermehrung unpassend verglichen, und Manches gleichsam bey den Haaren herbei gezogen habe. Gesagt, aber nicht bewiesen! Eine Recension dieser Art kostet freylich keine Mühe, und er kann derer in einer Stunde sehr viele machen. Dieß heißt ja nicht, wie er im Eingange versprochen hat, meine Schrift umständlich anzeigen und beurtheilen. Ich behaupte also, daß meine Berechnung des Düngers passend und richtig sey, bis mir jemand einen Fehler darthut, und dieß wird wohl nie geschehen können.

Der Herr Recensent nimmt es mir sehr übel, daß ich gar die Gährungen in Sachsen, die durch Schubart von Kleefeld der Brachabschaffung wegen entstanden seyn sollen, zu

Hülfe

Hülfe nehme; und versichert mir, daß ich der-mal keine Gährungen für Sachsen zu besorgen hätte. Der Herr Recensent will dadurch andeuten, daß in Sachsen wegen Abschaffung der Brache unter dem Landvolke Gährungen wider den Herrn von Schubart entstanden wären, und daß ich also durch Anführung dieser sächsischen Gährungen einen Fingerzeig für Baiern machen wolle. Allein, der Herr Recensent ist ganz irrig, und scheinet weder die Schriften des Herrn von Schubart gelesen zu haben, noch den Grund der Gährungen, die damals in Sachsen waren, zu wissen, und so konnte er diese Stelle meiner Schrift freylich nicht verstehen.

Herr von Schubart war der Meinung, daß man die Brache überall aufheben könnte, und er hatte den Fehler der ökonomischen Gelehrten an sich, daß er dieses Vorurtheil zu rasch, und ohne vorgehende langwierige Erfahrung ausposaunte. Allein, es fiel ihm nicht ein, die Brache, wie der Herr Recensent sagt, abzuschaffen, oder seine Landleute zu beleidigen, wie meine Gegner in Baiern gethan haben. Man lese seine Vermahnungen an das Landvolk und seine übrigen Schriften; man wird überall Enthusiasmus, patriotischen Eifer und Bruderliebe entdecken. Wären meine Gegner da stehen geblieben, wo der Herr von Schubart blieb; so

würde unter uns, ihrer irrigen Meinung ohngeachtet, nie eine Fehde entstanden seyn. Herr von Schubart war ein Freund der Bauern, die er bey allen Gelegenheiten wider die Eingriffe der Herrschaften, welche ihrer Schäfereien halber die Brache nicht anbauen, ja die Brachäcker nicht einmal zu gehöriger Zeit pflügen lassen wollten, vertrat, wodurch er den Haß und die Verfolgung der Großen, nicht der Bauern, auf sich gezogen hat. Er war auch nicht so unbillig, wie meine Gegner, daß er alles Weiderecht als einen Mißbrauch, und ohne Ersatz, vertilgen wollte; vielweniger fiel ihm ein, alle Weidgründe als bona vacantia pro fisco zu erklären. Er bat und beschwur die Herrschaften, ihren Unterthanen zu erlauben, im Frühjahre zu pflügen, und in die Brache zu bauen, und machte ihnen den Vorschlag, daß sie ihr gemindertes Weiderecht mit Geld ersetzen lassen möchten. Wenn es der Herr von Schubart in Sachsen durch Bitten und Vermahnungen so weit brachte, daß Gährungen unter den Herren und Bauern entstanden, um wie viel mehr hätte dieß in Baiern geschehen müssen, wo man alles Weiderecht und die Brache durch Gewalt vertilgen wollte?

Nun, saget der Herr Recensent, sind in Sachsen keine Gährungen mehr zu besorgen;

es ist aber auch der Anbau der Brache und die Stallfütterung bey weitem nicht allgemein, und man ist weit entfernet, sie mit Gewalt zu erzwingen.

Was Herr von Benekendorf von der Faulheit der Pfälzer und von ihrer Unwissenheit im Getreidbau schreibet, das mag er auch selbst verantworten. Er mag todt oder nicht todt seyn, ich bin nicht schuldig, ihn zu vertreten. Ich meines theils glaube, wie der berühmte Herr von Benekendorf, daß fremde Kolonisten das Land nie so gut bebauen, wie die Eingebohrnen; wäre es auch bloß darum, weil jene das Clima, das Erdreich und Verfassung des Landes nicht kennen. Der Herr Graf von Herzberg hat, wie der Herr Recensent saget, 1795 nicht mehr gedacht, wie er 1791 dachte. Er dachte doch wenigst nie wie meine Gegner. 1791 hielt er die Mittelstraße zwischen Stallfütterung und Weide; 1795 war er vielleicht der Koppelwirthschaft mehr geneigt als vorhin. Dadurch hat er sich von der Meinung meiner Gegner nur noch mehr entfernet; und ich kann mich auf diesen großen Mann nur desto mehr, und mit größerm Recht, berufen. Der Herr Recensent meinet, es sey genug, wenn er nur wider mich was sage, ohne zu bedenken, ob es zur Sache dienlich und passend sey; und er ist hierinn so

sorg-

sorglos und unbekümmert, daß meine Behauptungen durch das, was er vorbringt, nur noch mehr bestärket werden.

Der Herr Recensent tadelt gar sehr, daß ich das Gut Siegelbach, welches von der gelehrten ökonomischen Gesellschaft zu Kaiserslautern selbst verwaltet, und zu Grund gerichtet wurde, angeführet, und bemerket habe, daß nun ein Bauer da mit Nutzen wirthschafte, wo vorher die Gelehrten bey aller ihrer Einsicht und Wissenschaft und landesherrlicher Unterstützung verdarben. Ich wollte dadurch einen anschaulichen Beweis aufstellen, daß die Theoretiker manchmal in ihren Meinungen zu weit gehen, und daß sie, wenn sie praktisch werden wollen, die Wirthschaften oft schlechter als die Bauern führen. Darf man das nach so vielen Beispielen nicht sagen? Oder bedürfen die Gelehrten keiner solchen Erinnerung? Anfangs verkündigen sie die glorreichen Fortgänge der ganzen Welt; aber das Ende bedecken sie mit tiefem Stillschweigen, und soll da kein Mensch sagen, was geschehen ist. Man denke doch an die hundertfältigen Thorheiten, welche die Gelehrten schon seit wenigen Jahren geprediget und begangen haben; an ihre Systeme und Gegensysteme! Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß die Landwirthschaft schon lange in die größte

Verwirrung gerathen wäre, wenn wir Landleute alles das gethan hätten, was die Gelehrten, nur wenige ausgenommen, gelehret, und manchmal mit Gewalt durchzusetzen sich bemühet haben. Ihre Systeme, deren Eines immer besser als das Andere war, wurden allzeit von ihnen selbst wieder bestritten und verworfen. Dieß berechtiget uns Landleute doch wenigst, daß wir ein wenig mißtrauisch seyen, und nicht alles, was glänzet, für Gold halten.

Der Herr Recensent lobet mich, daß ich den Herrn Oberamtmann Krämer mit seinem so hochgepriesenen Süßholzklee herabgewürdiget habe. Er ist freylich auch Einer von denen, die alles, was Andere thun, mit Verachtung ansehen, und auf das gemeine Landvolk bey jeder Gelegenheit schimpfen; und in dieser Hinsicht hat er verdienet, daß sein Elisabetfund oder Süßholzklee nicht ungeahndet blieb. Allein, meine Absicht war nicht, ihn herabzuwürdigen, sondern nur zu zeigen, wie voreilig manchmal die Gelehrten ihre Vorurtheile und Meinungen ausposaunen.

Ob die großen Wirthschaften in Böhmen und Sachsen nach der Meinung des Herrn Recensenten als Muster aufgestellt werden können, lasse ich indessen dahin gestellet seyn. Ich

glaube,

glaube, daß die Großen und die Reichen, die manchmal ihren Beutel nicht zu Rath ziehen, und nebenbey Brauhäuser, Brantweinbrennereyen, Zehenden, Frohnen, und Gerichtszwang haben, für den gemeinen Mann oder für die allgemeine Wirthschaft, auf welche man ein vorzügliches Augenmerk haben muß, keine Muster seyn können; und daß die vortreflichste Wirthschaft eines großen Herrn, welche auf Unkosten oder durch Bedrückung des benachbarten Landvolkes empor steiget, eine tiefe Wunde für den Staat sey.

Der Herr Recensent beschuldiget mich, daß ich mich S. 117. als ein Muster für Baiern aufgestellet habe. Dieß ist wieder eine grobe, beleidigende Unwahrheit. Wer sich die Mühe geben will, die allegirte Stelle nachzuschlagen, wird finden, daß ich nichts anders behauptete, als daß mein Gegner, wenn er mich besuchen wollte, mit der Kultur meines Bauerhofes und mit dem Anbaue meiner Brache zufrieden seyn würde. Heißt das, sich zum Muster für Baiern aufstellen? Pfui! Herr Recensent, Sie handeln nicht ehrlich mit mir.

Fingere qui non visa potest — — hic niger est,
Hunc, tu romane, caveto.

Hor. I. Sat. 4.

Der Herr Recensent wiederholet seine Behauptung, daß ich 1791 keinen Klee und Stallfütterung gehabt, folglich keine Erfahrung in der Landwirthschaft habe. Da ich diesen groben Schnitzer schon oben gerüget habe, so will ich ihn, mit allen denjenigen, die mich kennen, nur verlachen.

O major tandem parcas insane minori.
Hor. Sat. I. 3.

Der Herr Recensent macht mir ein großes Verbrechen daraus, daß ich mich in meiner Schrift nicht genennet habe; und da er auch meine Gedanken erforschet hat, so behauptet er, ich hätte meinen Namen nur darum nicht bekannt gemacht, weil ich fühle, daß ich davon keine Ehre haben würde.

Ich habe nicht nöthig, mich deßhalb zu vertheidigen. Mich zu nennen, würde mir freylich keine Ehre seyn: aber, meine Bekannte und Landleute wissen doch, daß mir mein Namen auch nicht zur Unehre wäre. Ich halte auch hier die Mittelstraße, und fliehe die Eitelkeit und Unehre gleich viel. Er behauptet, daß ich den Herrn Reichsgrafen von Weichs zu mir eingeladen hätte, der mich nun nicht zu suchen wisse, weil ich mich verborgen halte. Wer hat ihm denn gesagt, daß ich diesen großen Kavalier zu

mir

mir eingeladen habe. Der Himmel bewahre mich vor einer solchen Eitelkeit. Nun verstehe ich erst, warum er mich vorher eines Hochmuths beschuldiget habe. Derjenige, den ich S. 117. zu mir einlud, weis ganz wohl, wo ich zu finden bin, und es ist also darum nicht nöthig, daß ich meinen Namen öffentlich bekannt mache.

Um den Herrn Recensenten nicht fragen zu können, warum denn er seinen Namen nicht bekannt gemacht habe, saget er blos, daß er dazu seine Ursache habe. Ich habe auch die Meinige, ohne daß es darum nöthig ist, sie ihm zu sagen. Wenn man in Berlin manchmal Ursache hat, seinen Namen zu verschweigen, so mag dieß wohl auch in Baiern rathsam seyn. Ich habe mich in meinen vorigen Schriften nie genennet, und bin darum in der allgemeinen deutschen Bibliothek nicht getadelt worden. Ich erhielt daselbst Beifall, wie viele Andere, die sich auch nicht genennet haben.

Der Herr Recensent giebt doch eine Ursache seines Incognito an, die ganz sonderbar ist. Er könne auf solche Art, saget er, um so freyer dem praktischen Landwirth, wenn er Autor wird, die Wahrheit für die Augen stellen. Er prüfet also in seinem Studierzimmer die praktischen Erfahrungen der Landwirthe! Nun, das ist hübsch. Aber, denken Sie nur,

Herr Recensent, was mich für eine wunderliche Grillenfängerey anwandelt! Ich fühle in mir auch einen Beruf, und dieser besteht darinn, daß ich mich berechtiget glaube, alles das, was die Gelehrten in ihren Studierzimmern lehren, durch die Erfahrung zu prüfen. Wenn nun jeder, Sie und ich, nach dem Gefühle seines Berufs handelt, so wird unter uns beyden zweifelsohne ein ökonomisches Chaos entstehen. Um dieses Chaos zu vermeiden, kömmt es auf die Auflösung der Frage an, ob der Gelehrte die Erfahrungen des Landwirths, oder der Landwirth die Theorie des Gelehrten zu prüfen berechtiget sey.

Ein weiteres Verbrechen macht mir der Herr Recensent aus dem, daß ich meine Schrift allein, und nicht auch die Schriften meiner Gegner, drucken ließ. Ich ließ, sagt er, nur das drucken, was für mich ist, und habe sorgfältig verschwiegen, was wider mich ist. Dies kann ihm wahrlich nicht Ernst seyn. Viele tausend Bücher und Schriften sind bestritten und widerleget worden, ohne daß man sich einfallen ließ, sie noch einmal abdrucken zu lassen. Die Schriften meiner Gegner sind ja in dem baierischen Landboten, der in jedermanns Hand ist, ganz und vollständig gedruckt, und der Herr Recensent sagt ja selbst, daß man in

dem-

demselben alles, was wider mich ist, finden könne. Es wäre also lächerlich gewesen, wenn ich noch einen besondern Abdruck veranstaltet, und meinen Landleuten überflüßige Unkosten verursachet hätte. Ich war mehr nicht schuldig, als die Stellen, die ich widerlegen wollte, anzuzeigen. Hiebei war ich so sorgfältig, daß ich sie von Wort zu Wort mit andern und größern Buchstaben drucken ließ. Dieß that ich mit solcher Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, daß ich meine Gegner mit aller Zuversicht auffordern kann, mir nur eine einzige Stelle zu zeigen, wo ich die Worte oder den Sinn nur im geringsten verändert hätte.

Vielleicht wäre es mir gar nicht in den Sinn gekommen, meine Schrift drucken zu lassen, wenn man sie nicht mit aller Gewalt unterdrücken wollte. Der Landbote machte sich anfangs anheischig, die ihm eingesandten Schriften auf eigene Kosten drucken zu lassen. Allein, als ich einen Theil meiner Schrift einschickte, so mißfiel der Inhalt derselben den Reformatoren, unter denen der Landbote stand, so sehr, daß ich die Druckkosten bezahlen mußte. Und als ich auch die Fortsetzung meiner Schrift nachschickte, so war gar Feuer im Dach, und der Landbote erhielt den Befehl, daß er sie nicht drucken lassen soll. Man brauchte den Vor-

wand, daß das Publikum von Oekonomie nichts mehr lesen oder hören wolle. Diese ökonomische Intoleranz, ich gestehe es aufrichtig, hat mich meistentheils bewogen, daß ich meine Meinung wider den Willen meiner mächtigen Gegner durch besondern Druck bekannt machte.

Der Herr Recensent dichtet mir auch an, daß ich es mit Herrn Wollstein und anderen Thierärzten halte, welche die Stallfütterung der Weide nachsetzen. Er zeige mir die Stelle, wo ich dies behauptet habe. Die von ihm allegirte S. 107. sagt kein Wort davon. Vielmehr habe ich S. 88. gerade das Gegentheil behauptet. Ich sagte daselbst, daß zwar das Vieh nach der Lehre des Wollstein, Judmann und anderer Thierärzte zur Tränkung gehen, eine ordentliche Bewegung machen und auch weiden solle: allein ich setzte ausdrücklich bei, daß meine Erfahrung mit der Lehre dieser Thierärzte nicht übereinstimme. Also wieder eine offenbare Unwahrheit! Mein Vieh kömmt in einer Woche nur dreimal, und jedesmal nur zwei Stunden, blos der Bewegung halber, aus dem Stalle; dieß heiße ich doch eine Stallfütterung im strengsten Verstande. Indessen ist doch gewiß, daß, wenn die Brache völlig aufhören würde, jede Gemeinde einen ziemlich beträchtlichen Gemeinplatz haben müßte,

in

in welchem das Vieh von allen Gattungen eingetrieben würde, um doch einige Bewegung und freie Luft zu genießen; und daß es, wenn das Vieh im Stalle nur Klee zu fressen hätte, weit besser und rathsamer wäre, wenn es auch Gräser und Kräuter zur Weide hätte. Ich gestehe, daß es mir gefährlich scheine, im Sommer lauter Klee zu füttern, und daß ich daher, aus Mangel einer guten Weide, mit Grase abwechsele, welches dem Viehe nicht nur gesünder, sondern manchmal auch angenehmer ist. Ich gestehe weiter, daß das junge Vieh nach meiner Meinung mehr Bewegung und Freiheit nöthig habe, als die Kühe.

Der Herr Recensent rühmet gar sehr die Schornsteine in den Viehställen. Ich bestreite nicht ihren Nutzen, doch kann ich versichern, daß ich bei meiner zwanzigjährigen Stallfütterung keine habe, und deßohngeachtet mein Vieh immer gesund blieb. Die Herstellung und Erhaltung der Schornsteine verursachet manche Unkosten und Ungemächlichkeit, wie ich bei einer andern Wirthschaft erfahren habe; und es ist daher immer besser, wenn man sie nicht nöthig hat. Ohngeachtet aller Schornsteine würde das Vieh krumm, lahm und ungesund werden, wenn es immer im Stalle bleiben müßte. Die Herren Gelehrten machen manchmal

zu viel Lärmen mit ihren Erfindungen, die, wenn sie schon nicht schädlich, doch oft entbehrlich sind. Einem Oekonom ist es allzeit willkommen, wenn er auch einen geringen Aufwand ersparen kann. Ich berufe mich dieser Schornsteine halber auf Herrn Westenrieders Beiträge zur vaterländischen Historie rc. III. B. S. 268.

Der Herr Recensent verspricht mir, daß er mich seines Unterrichts würdigen wolle, wenn ich zuvor einige Zeit die Stallfütterung betrieben haben werde. Noch ist also nicht alle Hofnung für mich verlohren. Wenn ihm 20 Jahre nicht genug sind, so bestimme er mir einen weitern nicht zu langen Termin, sonst möchte ich seinen Unterricht Alters halber vielleicht nicht mehr genießen können.

Von dem baierischen Landboten versichert der Herr Recensent, daß in Baiern die Aufklärung in vollem Maaße zugenommen hätte, wenn er nicht zu früh gestorben wäre. Ich will ihm nun auch meine Meinung über diesen Landboten, von dessen Tod ich nie was gehöret habe, sagen: Er lieferte Gutes und Schlechtes, je nachdem die Schriften waren, die er drucken durfte. Er stand zu sehr unter dem Zwang, und konnte also schon blos darum nicht viel Gu-

tes stiften. Bey einer Intoleranz, die sich sogar bis auf die Oekonomie erstrecket, läßt sich wahrlich nicht viel Gutes hoffen. Indessen war es in Baiern nicht immer so. Es hat schon vor vielen Jahren zu tagen angefangen; aber hernach ward der Himmel wieder wölkigt. Baiern ist immer zur Aufklärung reif; man spreche nur: Fiat lux.

Obwohl der Herr Recensent die Hauptsache und den wichtigen Gegenstand meiner Schrift gar nicht berühret, und ihn gar nicht zu wissen scheinet; so hat er doch über einige ökonomische Kleinigkeiten seine Meynung geäußert; und sprach schon dermal, ohngeachtet ich die Stallfütterung erst 20 Jahre betreibe, ein und anders freylich nicht viel bedeutendes Wort. Ich horche auf seine Aussprüche, wie auf die eines Orakels. Da aber auch die Orakel oft unrichtig und allzeit undeutlich sprechen, so wird mir erlaubt seyn, über seine Aussprüche einige Bemerkungen zu machen. Er saget, daß die Frage: Wächst denn auf dem Brachfelde nichts? schon sonderlich genug seye. Diese Frage stellte nicht Ofellus, sondern sein Nachbar, der Bierwirth; und für ihn mag diese Frage eben nicht so sonderlich seyn, wie der Herr Recensent meynet. Ich glaube sogar, daß diese Frage auch eines Gelehrten nicht ganz unwürdig sey. Es

hätte

hätte mehr nicht gebrauchet, als daß die raschen Reformatoren der Landkultur in Baiern sie mit eben der Bescheidenheit, mit welcher sie der Bierwirth vortrug, beantwortet hätten. Aber nun beantwortet sie ja der Herr Recensent; wir wollen sehen, ob ihm dieß besser als seinen Clienten geglücket habe. Natürlich, Unkraut genug, saget er, aber selten, oder doch nur weniger Klee. Und nun ist das Urtheil gesprochen. Ich könnte diesen Handel wohl beyseite gestellet seyn lassen, weil ich sie nicht in meinem Namen vortrug. Aber ich will meinen lieben Nachbar nicht am Kreuze hangen lassen, und sage also: dieses Unkraut, das ein Beweis der Fruchtbarkeit des Feldes ist, tauget ganz wohl für meine Schaafe, die dasselbe fleißig auffressen, sich damit meistentheils nähren, und meinen Dünger vermehren. Dank also der lieben Natur, die für alle Geschöpfe so mütterlich sorget, und uns selbst das, was mit der Zeit schädlich werden könnte, mit Vortheil benutzen läßt. Ich wünsche mir also viele Unkräuter auf dem Brachfelde, denn ich weis davon großen Nutzen zu ziehen, und sie, wenn es Zeit ist, durch Pflügen und Eggen zu vertilgen. Der Herr Recensent kann in seinem Studierzimmer den Klee nicht wachsen sehen; aber in gutem, schwerem Brachfelde wächst er

häufig,

häufig, freylich nicht spann, oder ellenhoch, denn er wird von den Schaafen immer abgeweidet. Nach der Ernde kömmt der Klee auf fetten Aeckern manchmal so häufig hervor, daß man glauben sollte, er wäre gesäet worden.

Aber ist denn der Klee die einzige gute Pflanze, wie der Herr Recensent zu glauben scheinet? Giebt es denn nicht andere, die eben so gut oder noch besser sind, z. B. der Mönchskopf, der nach meiner Erfahrung das Beste unter allen Futterkräutern ist? Auch diese Pflanze wird in gutem Brachfelde häufig angetroffen. Selbst schlechte Kräuter, die, wenn sie ganz erwachsen, für das Vieh nicht genießbar sind, werden im Brachfelde, da sie noch jung sind, vom Viehe mit Appetit genoßen. Der lateinische Wirth hat also mit Recht gefraget: ob denn auf dem Brachfelde Nichts wachse. Ich antworte: Es wachsen darauf viele Kräuter, welche um so schätzbarer sind, als man hiemit die Schaafe durch den ganzen Sommer ohne Mühe und Unkosten erhalten kann, besonders, da sie das einzige Mittel sind, die Schaafzucht, im Großen und Allgemeinen, ohne Schaden des Getraidbaues, und selbst zum Vortheil desselben, zu betreiben.

Der Herr Recensent widerspricht geradehin, daß der Dünger des weidenden Viehes dem

Brachfelde zu Nutzen komme. Nun bin ich zwar selbst der Meinung, daß ein Dünger, der zuvor in die Gährung kam, und bald untergepflüget wird, besser sey als jener des weidenden Viehes. Indessen muß ich auch gestehen, daß ich mich von dieser Wahrheit durch angestellte Versuche noch nicht vollkommen habe überzeugen können. Ich habe schon einigemale geflissentlich auf einem Theil des Ackers den ausgebreiteten Dünger länger liegen lassen, und erst spät untergepflüget. Der Erfolg war verschieden; und ich erhielt manchmal auf dem später untergepflügten Theil des Ackers ein bessers Getraid. Ich will eben nicht behaupten, daß es darum besser ward, weil ich den Dünger später untergepflüget habe, und ich weis wohl, daß dieß aus andern Ursachen habe geschehen können. Allein diese Erfolge machten mich doch schüchtern, und ich getraue mich nicht mehr, meinen Nachbarn geradehin zu sagen, daß es ein offenbarer Fehler sey, wenn man den Dünger länger liegen läßt.

In den ersten Jahren meiner Wirthschaft war ich sehr hitzig auf das Unterpflügen; und ich wollte dieß thun, so bald der Dünger ausgebreitet war. Allein die Erfahrung hat mich gar bald gelehret, daß dieß nicht wohl möglich sey, bis der Dünger in etwas trocken wird.

Er

Er muß also, um ihn gehörig und wohl unterzupflügen, auch bey trockenem Wetter wenigst einen halben Tag ausgebreitet liegen bleiben; und so verlöre der Dünger nach der Meynung der Gelehrten, auch schon in dieser kurzen Zeit, einen Theil seiner Kraft. Sollte man nicht etwa zweifeln dörfen, ob der trocken gewordene Dünger an seiner Kraft verliere? Oder wäre es nicht möglich, daß er die Luftsäure an sich zöge, und die Erde nur desto mehr befruchte, besonders wenn ein Regen folget?

Die Lehre der Gelehrten ist zu einhellig, als daß ich einen Widerspruch wagen sollte; ich wünsche aber, daß andere Landwirthe darüber Versuche machen möchten.

Indessen ist doch die Meynung des Herrn Recensenten, der den Weidedünger für ganz unnütz erkläret, offenbar falsch. Aufmerksame Landleute können auf den Saaten die Stellen, auf welche das weidende Vieh den Koth oder den Urin fallen ließ, leicht bemerken, weil daselbst das Getraid grüner, länger und fetter ist. Auf den Stellen, wo sich die weidenden Schaafe oder das Rindvieh z. B. auf der Melkstätte oder in schattigten Orten länger aufhalten, ist das Gras und Getraid weit fetter, und man erhält daselbst bisweilen sogar Lagergetraid. In

vielen

vielen Orten hat man in den Feldern Lohen oder Wiesen, welche in der Brache dem weidenden Viehe die beste Nahrung geben, und in den Jahren, da das Feld mit Getraid angebauet ist, so viel Gras tragen, daß mancher Landwirth davon mehrere Fuder gutes Heu nach Haus bringt. Auf diese Wiesen ist seit Anbeginn der Welt nie ein Dünger gefahren worden; und doch tragen sie jährlich viel Gras. Wie könnte dieß geschehen, wenn der Weidedünger, der doch so wenig und kärglich dahin kömmt, gar keine Kraft hätte? Eben das kann man auch auf den zwischen den Aeckern liegenden Rainen beobachten. Auf meinem Bauerhof ließ ich einst einen Theil einer solchen Lohe oder Wiese einzäunen, um auch in Brachjahren ein Heu zu gewinnen. In den ersten Jahren gieng es ziemlich gut. Aber nach 6 Jahren trug der umzäunte Platz schon weit weniger Heu als der andere, der zur Weide offen blieb. Ich bemerkte nun augenscheinlich, daß dieser Platz durch den Entgang des Weidedüngers in den einzigen 2 Brachjahren an Fruchtbarkeit merklich abnehme, und mußte also den Zaun wegreißen, wenn ich von diesem Grunde noch Nutzen haben wollte. Solche Erfahrungen sind, wie mich dünket, lehrreicher und überzeugender, als alle Theorie der Gelehrten. Hier

hat der Herr Recensent ein Beyspiel, wie wir Landleute seine Theorie prüfen. Wenn er, wie er saget, seinem Beruf gemäß, solche Erfahrungen in seinem Studierzimmer prüfen, und uns das, was wir täglich vor Augen haben, abstreiten will, so wird er nie viel Gescheides zuwege bringen, sondern sich troz aller seiner Kenntnisse nur lächerlich machen. Seine Behauptung also, daß der Weidedünger gar nichts tauge, ist unter aller Kritik, und ich müßte, wenn ich ihm so was glauben wollte, gerades Weges ein Tropf seyn. Zweifels ohne glaubet er selbst das nicht, was er aus besonderer Ursache — zum Frommen seiner Clienten und meiner Gegner schrieb. Allein da er die Wahrheit nicht sagen wollte, so ward er derselben Katrikatur.

Der Herr Recensent giebt uns eine Ursache an, warum der Weidedünger ohne Nutzen sey.

Der Regen, Käfer, Luft, saget er, und wer weis, was mehr, nutzen ihn zuerst, und rauben ihm die besten Kräfte.

Wie der Regen den Dünger zuerst benutzen könne, ist mir unbegreiflich; ich bitte also, daß er mir dieses Geheimniß erkläre. Ich glaube vielmehr, daß der Regen mit eine Ur-

sache sey, wodurch die Kraft des Düngers der Erde mitgetheilet wird. Aber die Luft! sie ist nach der Meynung der Theoretiker für die Wirthschaft ein gar böses Ding. Sie raubet uns die Fettigkeit des Düngers und der Erde; und dieß beweisen sie sehr systematisch und aus chemischen Versuchen.

So fürchterlich auch die Geisel des Herrn Recensenten sey; ich wage es, zu behaupten, daß der Dünger durch die Luft nichts verliere, sondern vielmehr selbst aus derselben eine fruchtbare Säure in sich ziehe, und sie der Erde und den Pflanzen mittheile.

Wenn der Regen und die Luft so schädliche Dinge sind, warum dünget man die Wiesen, und breitet ihn sorgfältig aus, wodurch ihm nach der Meynung der Gegner die fetten Theile durch Regen und Luft nur noch mehr müßten geraubet werden? Oder man sage mir ein anders Mittel, wie wir unsere Wiesen fruchtbar machen können, wenn der Dünger nichts tauget. Die geheimen Gänge der Natur sind, troz aller chemischen Versuche, noch lange nicht erforschet, und sie hat ganz gewiß keine so kurzsichtige Haushaltung, wie der Herr Recensent meynet. Sie ist auch nicht so ungerecht, daß sie, was auch der Herr Recensent und Herr

Stumpf

Stumpf sagen mögen, dem fleißigen Landmanne die fruchtbaren Theile seines Düngers und der Erde durch die Luft raube, und sie dem faulen Müßiggänger mittheile. Man denke sich nur, welch' eine Menge fruchtbarer Theile durch die Feuerung mit Holz, Torf und Steinkohlen, und durch Feuersbrünste aus unserm Erdboden in die Luft fliegen, und man wird sich nicht wundern, daß durch die Luft die Fruchtbarkeit vermehret, und der Fleiß des Landmannes belohnet werde. Im 2. Stück der Beyträge zur Kenntniß des Innern von England S. 65. wird versichert, daß daselbst in einem Kamin in 20 Stunden ein Zentner Steinkohlen verbrannt werde, wovon über 90 Pfund in die Luft gehen; und daß die Atmosphäre nur aus den in der Stadt Manchester verbrannten Steinkohlen täglich 8000 Zentner erhalte. Gesetzt, daß aus dem Dünger auch fruchtbare Theile in die Luft steigen, wie kann mir der Herr Recensent beweisen, daß dieser Dünger bey geänderter Witterung oder anderen Umständen nicht wieder eben so viel oder mehrere fruchtbare Theile zurück erhalte. Ich meyne doch, daß der Dünger, und die gute Erde besonders, wenn sie öfter gepflüget und geegget wird, zum Einsaugen der Luftsäure geschickter sey, als ein mageres Ackerfeld oder Wiese.

Aber der Käfer — der verzehret den Weidedünger! Seyen Sie doch, Herr Recensent, nicht gar so kleinlich! Trafen Sie in dem untergepflügten Dünger nie auf Käfer und nebenbey auf allerley Würmer? Weg also mit dieser ökonomischen Pedanterey! Sie kann nur ein Geschäft für müssige Gelehrte, aber nicht für Landwirthe seyn. Gönnen Sie doch auch dem Käfer seine unbedeutende Speise! Er wird wieder die Speise anderer Thiere, z. B. der Schweine, die uns insgesamt nützlich sind. Die Natur muß ja für alle Geschöpfe sorgen, die insgesamt ein Recht zu ihrem Daseyn haben. Mich kann eine Elster, eine Krähe, ein Raab, und selbst der Habicht und der Fuchs erfreuen, die insgemein mehr nützlich als schädlich sind. Nur ihre Menge ist verderblich, und dafür hat die Natur, die selbst dem Menschengeschlechte Schranken gesetzet hat, schon gesorget.

Der Dünger wird dem Felde, saget der Herr Recensent, nur aus dem Stalle kräftigst zu Theil. Nicht aus dem Stalle, sondern aus der Düngerstätte. Er muß ja zuvor gähren oder faulen, wenn er recht gut seyn soll. Der Dünger aus dem Stalle tauget weit weniger, und läßt sich auch nicht wohl unterpflügen. So lang der Herr Recensent in allgemeinen

Ausdrücken schmähet und schimpfet, geht ihm alles gut von statten; und Ofellus weis darauf nichts anders zu antworten, als daß er den Beweis fodert. Wenn er sich aber in die besonderen Theile der ausübenden Landwirthschaft einläßt; so stößt er überall an, und drücket sich sehr unbestimmt und unrichtig aus. Sein verworrenes Geschwätz zu widerlegen, ist für Ofellus ein bloßer Zeitvertreib.

Der Herr Recensent beschuldiget mich, daß ich noch nicht wisse, daß der Schaafmist keine Universalmedicin für die Aecker sey, und daß diese Benennung nur dem Kuhmist gebühre. Ich will hier nicht untersuchen, ob der Ausdruck: Universalmedicin, recht gewählet sey, und ob man den hiemit verbundenen Begriff nicht auf eine andere Art besser und schicklicher hätte erklären können. Doch kann ich mir nicht abstreiten lassen, daß nicht auch der Schaafmist eine Universalmedicin für jeden kranken Acker (man verzeihe mir diesen Ausdruck, denn wenn der Mist nach der Behauptung meiner Gegner eine Medicin ist, so muß der Acker, der die Medicin nimmt, krank, und der Bauer der Medikus seyn) sey. Dem leichten Boden behaget er so wohl, daß man nur vermittelst desselben Waizen bauen kann, der bey dem Hornviehmist selten gut geräth. Auf schwerem Boden ist seine Vortreflichkeit

ohnehin bekannt. Und wenn es auch Gegenden giebt, wo der Schaafmist nicht so gut wie der Hornviehmist ist, so giebt es dagegen wieder andere, wo jener weit besser als dieser ist. Kurz, die Universalmedicin ist der Dünger; und da der Schaafmist eine Art desselben ist, so verdienet er wohl auch so genannt zu werden. Weil der Herr Recensent hier alles gar so genau nimmt, so frage ich ihn, warum nennet er denn nur den Kuhmist eine Universalmedicin? Dünket ihn der Ochsenmist keine zu seyn? Oder wäre der Ausdruck Rindviehmist nicht bestimmter und schicklicher gewesen, als Kuhmist?

Es wurmet meinen Gegnern immer in dem Kopfe, daß ich so viel Aufhebens mit den Schaafen mache, die ohne Brache und Weide nicht wohl bestehen können; und sie möchten gerne behaupten, daß wir derselben nicht bedürfen, wenn sie nicht befürchten müßten, daß sie von den Metzgern und Handwerksleuten, die die Wolle verarbeiten, und von allen gemeinen Leuten, die wollene Kleider tragen, widerleget würden. Um aber doch den Schaafen so viel Leid anzuthun, als möglich ist, so behaupten sie, daß der Schaafmist keine Universalmedicin sey. Aber alles, was sie sagen, ist ein bloßes Stubengeplätsche, und es bleibt immer

mer wahr, daß die Schaafzucht für ein so großes Land wie Baiern ist nothwendig, und daß auch der Dünger derselben überall nützlich (eine Universalmedicin) sey. Bey dieser Behauptung bleibe ich immer standhaft, ohngeachtet es dem Herrn Recensenten beliebte, mich in seiner Weißheit einem Hallerthauer Ochsen zu vergleichen, eine Grobheit, womit er weniger mich als sich selbst beschimpfet hat. Ein Gelehrter, der die französische Politesse nicht kennet, soll sich doch wenigst von der römischen Urbanität nicht so sehr, wie der Herr Recensent thut, entfernen, wenn er sich nicht selbst prostituiren will. Ich empfehle ihm den Horaz, in welchem er manchen lateinischen Brocken finden kann, der ihm seine Unart verweiset.

Ferner bezüchtiget mich der Herr Recensent, daß ich nach S. 25. gar nicht einmal einen Unterschied zwischen Düngerfaulen und Düngerverfaulen zu machen verstehe, wovon das Erstere (Erste) nützlich, Letztes fehlerhaft ist. Nicht so rasch, kleiner Zeisig! Ich muß Sie diesesmal etwas näher packen. Ich muß den Leser ganz überzeugen, daß Sie das Publikum schändlich hintergehen wollten, und selbst ihre schriftstellerische Ehre aufzuopfern kein Bedenken trugen, um mich nach dem Verlangen und der Vorschrift meiner Gegner zu beschimpfen.

pfen. Der rheinische Posthalter, der durch Grobheit und Unsinn alle Brache und Weide in Baiern mit Einmal vertilgen wollte, sagte unter Andern, daß die Friesländer den Dünger auf ihren fetten Wiesen faulen lassen, und daß sie Ochsen ziehen, gegen welche unsere Baierischen wie Milchkälber aussehen.

Jedermann sieht, daß der Posthalter, der nach der Behauptung des Herrn Recensenten mich so meisterhaft widerleget hat, selbst nicht wußte, was er schrieb oder schreiben wollte, und daß er für die Aufhebung der Weide kein ungereimteres und unschicklicheres Beyspiel als dieses der Friesländer, welches gerade das Gegentheil beweiset, hätte wählen können. Ich gab ihm aber auch die Antwort, so wie er es verdiente. Hier war offenbar keine Rede von dem Faulen oder Verfaulen des Düngers in der Düngerstätte. Der Herr Recensent zeige mir also, daß ich zwischen Faulen und Verfaulen des Düngers keinen Unterschied zu machen wisse. Wenn er nun dieß nicht kann, so sage er mir, was ich von ihm denken soll. Jeder Bauer weis diesen Unterschied; der Herr Recensent thut mir also nicht zu viel Ehre an, wenn er mir das einräumet, was er keinem Bauer absprechen kann. Manchmal ist es aber auch gleichviel, ob man sich des Wortes Faulen

oder

oder Verfaulen bediene, wie z. B. auf den gemeinen Weideplätzen, auf den fetten Wiesen der Ungarn, Pohlen und meinetwegen auch der Friesländer; denn dieser Dünger faulet und verfaulet. Selbst der Dünger, den wir auf unsere guten Wiesen fahren, faulet und verfaulet meistentheils, nur mit dem Unterschiede, daß wir ihn nicht liegen lassen, um so große Riesenochsen, wie des Posthalters Friesländer, zu erziehen.

Der Herr Recensent ertheilet mir die hochwichtige Lehre, daß die grün gehauenen Pflanzen den Acker nicht so sehr aussaugen als jene, welche ganz reif geworden sind, und Saamen tragen. Wichtig ist diese Lehre freylich, aber unter uns Landleuten so bekannt, daß wir keines Recensenten bedürfen, um daran erinnert zu werden. Ich sagte ja S. 96. selbst ausdrücklich: Nebenbey pflegt der Kleesaamen den Boden auszusaugen. Da ich schon 20 Jahre den Klee grün füttere, und auch jährlich Kleesaamen mache, so wird mir diese Wahrheit durch immerwährende Erfahrung bestätiget. Es weis auch jeder Landmann, daß das Feld, auf welchem das noch junge, grüne Getraid durch den Hagel zu Grund gerichtet wird, an Fruchtbarkeit bey weitem noch nicht so viel verloren habe, als ein anders, auf welchem die

Früchte reif geworden sind. Weg also mit ihren Lehren, die Sie von uns Landleuten gelernet haben. Oder wenn Sie ja was dergleichen vortragen wollen, so berufen Sie Sich fein auf unsere Erfahrungen, damit der Leser wisse, aus welcher Quelle sie geschöpfet haben. Auf solche Art werden Sie freylich ihren Meisterton nicht so hoch stimmen können; aber Sie werden dadurch mehr Glauben und Zutrauen erhalten.

Weit merkwürdiger ist die Frage, ob der Klee den Acker mehr dünge als aussauge? Die Theoretiker behaupten das Erste; ich habe mich davon noch nicht überzeugen können, zumal wenn er öfter gehauen wird, so sehr ich es zu meinem eigenen Vortheile wünsche. Bleibt er noch im dritten Jahre stehen, so wird er, obwohl er immer grün gehauen wird, den Acker gewiß eben so sehr entkräften, als wenn er Saamen getragen hätte.

Zum Kleebau wird immer ein guter Acker gewählet, und auch gedünget, es wächst also ein guter Klee, und nach diesem auch gutes Getraid. Einige Gelehrte, die manchmal nicht so weit sehen, als ein Bauer, schließen daraus, daß der Klee den Acker dünge, oder daß er ihn mehr dünge als aussauge, und also die Ursache des folgenden guten Getraidbaues sey. Sie

thäten vielleicht besser, wenn sie, wie die Bauern, die Ursache in der vorgehenden Düngung oder in der natürlichen Fettigkeit des Bodens suchten. Nach einem guten Waizen oder Korn wächst insgemein eine gute Gerste, soll man daraus schließen, daß der Waizen dünge? Wenn eine fette Wiese, die zum Getraidbaue die gehörige Eigenschaft hat, gehörig untergepflüget wird, so wächst darauf ein prächtiges Getraid. Woher diese Fruchtbarkeit? von dem Grase, das vorher auf der Wiese gewachsen ist, oder von der vorigen Düngung und der Fettigkeit des Bodens? Der Bauer denket meines Erachtens besser. Auf gutem Boden, saget er, wächst gutes Getraid; und da die Fettigkeit desselben durch den Waizen, Klee, oder Gras in einem oder zwey Jahren nicht erschöpfet wird, so sind auch noch in der Folge gute Früchte zu hoffen. Woher weis es denn der Herr Recensent, daß die Früchte, die nicht zum Saamentragen gelangen, den Boden nicht aussaugen? Warum machet er denn nicht den Beweis? Nach meinen Erfahrungen sauget zwar die grüne Frucht, wenn sie noch jung und einmal gehauen wird, den Boden wenig oder gar nicht aus, wird sie aber öfter gehauen, wie der Klee, so verliert dadurch der Grund an Kraft und Fettigkeit.

Wenn der Klee im dritten Jahre stehen bleibt, folglich öfter gehauen wird, so wächst er nicht nur schlechter als im vorigen Jahre; sondern auch das Getraide wird, wenn der Boden nicht besonders gut ist, hernach selten gut anschlagen. Sollte man daraus nicht schließen können, daß der Klee den Boden desto mehr aussauge, je öfter er gehauen wird?

Wenn der Herr Recensent behauptet, daß das Getraide, welches nach dem dreijährigen Klee gebauet wird, nur deswegen schlechter werde, weil dieser Klee nicht mehr rein, sondern unkrautig ist; so widerspreche ich, daß es nicht auch dreijährigen reinen Klee gebe. Das Unkraut könnte allenfalls nur so viel wirken, daß dadurch auch das folgende Getraide verunreiniget würde, nicht aber, daß darum dasselbe schlechter werden müsse.

Es ist bei weitem nicht wahr, daß auf einen unkrautigen Klee, wenn der Boden sonst gut ist, und fleißig bearbeitet wird, ein schlechtes Getraide wachsen müsse. Ich habe einst einen wohl gedüngten guten Acker mit einem etwas verdorbenen Kleesaamen bestellet. Der Klee ward sehr fett aber zu dünn, und es wuchsen nebenbei die Mönchsköpfe, Kümmel, Schaafgarben und andere fette Kräuter; deßohngeachtet erhielt ich im folgenden Jahre ein

vor-

vortrefliches Getraide. Ein andersmal hatte ich zwar reinen aber magern Klee, und die darauf gebaute Gerste war schlechter als andere.

Es ist freilich wahr, daß nach einem unkrautigen Klee insgemein schlechtes Getraid wachse, daran ist aber nicht das Unkraut, sondern der Boden Ursache. Die Sache verhält sich so. Der Boden wird durch das öftere Bauen des Klees etwas unkräftig und mager, und er kann den fetten Klee nicht mehr so häufig hervorbringen, sondern trägt andere Kräuter, die nicht so viel Fettigkeit erfordern wie der Klee. Dieses geschieht auf dem Kleefelde im dritten Jahre um so mehr, als der Boden immer schwächer wird. Wie soll der Boden, der den fetten Klee nicht mehr gehörig ernähren kann, sondern schon magere Kräuter hervor zu bringen anfängt, im folgenden Jahre gutes Getraide tragen können? Diese Erklärung ist der Natur und den Erfahrungen weit angemessener als die ungegründeten Hypotesen des Herrn Recensenten und meiner Gegner. Kurz, nach fettem Klee und fetten Kräutern ist bei richtiger Bestellung des Feldes und guter Witterung ein gutes Getraide zu hoffen; dagegen man sich nach einem magern Klee, er mag so rein seyn als er wolle, und nach mageren Unkräutern, nicht viel Gutes versprechen kann. Oder noch kürzer,

auf gutem Boden wächst gutes Getraide, auf schlechtem schlechtes.

Ohngeachtet aller Künsteleyen der Theoretiker, und ohngeachtet mit dem Anbaue der Früchte immer abgewechselt wird, und auch der Landwirth nebenbei allen möglichen Fleiß anwendet, so werden zuletzt alle Früchte schlecht wachsen, wenn der Dünger, der selbst nach dem Ausspruche meiner Gegner die Universalmedicin ist, nicht zu Hülfe kömmt. Der Klee ist eine schwere, fette Frucht, der, ob er schon aus der Luft fruchtbare Theile erhalten mag, sich doch meistens aus der Erde nähret; und dies thun alle Pflanzen, nur Einige mehr als die Andern. Warum soll denn nur der Klee allein ein solcher Hexenmeister seyn, der per qualitatem occultam der Erde mehr fruchtbare Theile mittheilet, als er von ihr erhält? Der Klee, auf schlechtem Boden gebauet, kann aus der Luft nicht so viele fruchtbare Theile erhalten, daß er fett werde; wie sollte er dem Boden so viele Fettigkeit aus der Luft mittheilen, daß das künftige Getraide fett werde? Wenn man fodert, daß der Klee selbst fett seyn müsse, um auch das künftige Getraide fett zu machen; so heißt dies wohl nichts anders, als, auf fettem Boden wird der Klee fett, und der Boden wird dadurch nicht so sehr erschöpfet, daß nicht auch noch fet-

tes

tes Getraide darauf wachsen könne. Thäte der Klee dies nicht, so wäre er offenbar die aussaugendste Pflanze unter allen andern.

Indessen bleibt es doch immer wahr, daß der Kleebau, ob er schon keine übernatürliche Eigenschaften in sich hat, doch in vielen Orten möglich und nützlich sey, besonders wenn der Landmann den zum Kleebau so nützlichen Gips erhalten kann.

Weit ungereimter und fälscher ist folgende Behauptung des Herrn Recensenten. Der Verfasser, sagt er, versteht auch eben so wenig, daß manche Pflanzen weniger düngen, als sie aussaugen. Er zeige mir eine Stelle, wo ich behauptet habe, daß eine Pflanze mehr dünge als sie aussauge. Ich habe ja behauptet, daß der Klee und andere Gewächse weniger düngen als sie aussaugen; wie kann er denn sagen, ich verstünde nicht, daß manche Pflanzen weniger düngen als sie aussaugen. Diese Stelle ist so undeutsch und verworren, daß sie kein Leser verstehen kann, und der Herr Recensent selbst wird keinen Sinn heraus bringen können, der nur einigermaßen erträglich wäre. Mit allem Recht kann ich diesen Vorwurf ihm selbst und seinen Clienten machen, weil sie behaupten, daß der Klee mehr dünge als aussauge. Solche Verdrehungen sind wahrlich gar zu arg,

und nebenbei so ungeschickt, daß man sie von keinem Studenten oder Bierwirthe, wenn er auch foenum in dem Kopfe hätte, erwarten soll.

Ich rufe also:

Heus tu!

Ignoras te, an ut ignotum dare nobis
Verba putas?

Was kann der Herr Recensent hierauf anders antworten, als der abgeschmackte Mönius:

Egomet mi ignosco.

Ein Recensent, der überall den Ton angeben, und den Meister spielen will, und uns Landwirthe, wie seine Schulkinder, behandelt, soll wahrlich kein Mönius seyn.

Die Brachunkräuter, sagt der Herr Recensent, welche nicht alle vom Viehe gefressen werden, gewinnen recht viel Zeit zum Reifen, folglich zum Aussaugen. Hier spricht er wieder als ein Gelehrter, der seine Oekonomie in der Stadt zwischen vier Mauern treibt. Er glaubt, daß das Brachfeld den ganzen Sommer ungepflüget liegen bleibe, denn wie könnte er sonst behaupten, daß die Unkräuter im Brachfelde recht viel Zeit zum Reifen hätten? Vom Monat Mai an bis zur Saat wird alle 4 oder 5 Wochen gepflüget, und noch öfter geegget;

get; nun sage er mir, wie es möglich sey, daß die Unkräuter reif werden? Selbst die Schaafe verhindern schon, zumal auf gutem Boden, daß die Unkräuter nicht reif werden. Es wachsen darauf nur gute Kräuter, die von denselben begierig gefressen werden; sie fressen sogar auch andere schlechte Kräuter, wenn sie noch jung sind. Es ist in der Oekonomie bei weitem nicht alles so, wie es sich die Gelehrten in der Stadt denken. Ich will hier dem Herrn Recensenten einen überzeugenden Beweis machen, daß die Unkräuter auf den Brachäckern, wenn diese auch nicht gepflüget würden, nicht reif werden und Saamen tragen können. Unsere Wiesen und Lohen in den Brachfeldern werden nicht gepflüget, aber die Gräser und Kräuter werden, da sie noch jung sind, ohne Unterschied so scharf abgeweidet, als ob die Wiesen geschoren wären.

Wenn es wahr wäre, daß die Schaafe die Unkräuter bis zum Saamentragen stehen ließen, so müßte dies ja auch auf diesen Wiesen geschehen. Und wenn das Vieh nur die guten Gräser wegfräße, so würden zuletzt lauter schlechte Pflanzen, deren Saamen allein zurückbleiben könnte, wachsen, die man nicht mehr zu benutzen wüßte. Allein die Erfahrung zeiget gerade das Gegentheil; denn man erhält auf solchen Wiesen, ohngeachtet nie ein Dünger dar-

auf gefahren wird, zur Zeit, da das Feld mit Getraide angebauet ist, das beste Heu, wenigst für Pferde, wenn der Boden sonst die gehörige Eigenschaft zum Graswuchs hat. Hier hat der Herr Recensent wieder ein überzeugendes Beispiel, wie mangelhaft seine Theorie sey.

Die Unkräuter werden also offenbar nicht reif; und sie saugen auch den Boden nicht aus, wenigst hat der Landmann dadurch nicht den geringsten Schaden. Der Herr Recensent hat ja vorher selbst versichert, daß die grün gehauenen Pflanzen den Boden nicht aussaugen; ich behaupte also mit eben so viel Recht, daß ihn auch die grün abgebissenen nicht, oder viel weniger, aussaugen, weil sie nie hoch wachsen, sondern schon zur Zeit, da sie aus der Erde kaum hervor stechen, verzehret werden. Ihre Wurzeln werden allzeit wieder untergepflüget, und düngen also so viel, als von so kleinen Pflanzen zu erwarten ist.

Ich setze aber den Fall, daß so kleine junge Pflanzen den Boden aussaugen könnten; so wird dieses doch nie merklich und von keinem Betracht seyn, und für den Landmann dadurch nicht das geringste verlohren gehen. Er nähret dadurch seine Schaafe ohne Mühe und Unkosten, und erhält sie gesund, während die Gelehrten mit ihrer hochgepriesenen Hordenfütterung viel Geld

und

und Zeit versplittern, und nebenbei ihre Schaafe ungesund werden.

Also noch einmal: Es wächst doch etwas auf dem Brachfelde, und dieses Etwas ist sogar auch kostbar, weil man es ohne Mühe und Aufwand erhält, weil man dadurch seinen Dünger sehr merklich vermehret, und in den Stand gesetzet wird, eine Schaafzucht, an welcher dem Staate und dem Landmann sehr viel gelegen ist, zu halten. Von dem weitern noch grössern Nutzen, daß man bei der Brache die Aecker gehörig düngen, pflügen, eggen, und zum Getraidbau ordentlich bestellen könne, will ich hier nicht reden.

Ganz anders verhält sich die Sache bei den Herren, die keine Brache halten. Sie können die Aecker durch Pflügen und Eggen nicht gehörig auflockern, und durch die Luftsäure beschwängern lassen, und nebenbei werden sie von einer so ungeheuern Menge von Quecken geplaget, daß man sie nach der Versicherung des Herrn Stumpf in seinem neuen Jahrsgeschenk II. Th. S. 51. wie einen Schneemann wegrollen, und nach S. 61. Fuderweiße von den Aeckern wegfahren könne.

Daß der Klee dünge wie Dünger, sagt der Herr Recensent, hat wohl noch niemand

so ausgeleget, wie der Verfasser. Er wittert hier wohl selbst, daß man meine Behauptung nicht widerlegen könne, und möchte also wieder zurück lenken. Allein, nun ist es schon zu spät. Die Gelehrten und meine Gegner haben dem Klee eine außerordentliche und übernatürliche Dungkraft beigeleget, und behauptet, daß man mageres Feld durch den Kleebau fett machen könne. Selbst der Herr Recensent sagt ausdrücklich: Reiner Klee dünget das Feld selbst dann, wenn es am Dünger fehlet. Wer einmal seine Meinung so deutlich geäußert hat, kann durch Läugnen nicht mehr aus dem Gedränge kommen. Die Herren Theoretiker haben insgemein den Fehler an sich, daß sie ihre Behauptungen übertreiben, und Wunderdinge verkündigen. Der Landmann ist durch Erfahrung vom Gegentheile überzeugt und lacht. Die Raserey dauert gemeiniglich nicht lang. Man darf den Herren nur Zeit lassen, so reformiren und widerlegen sie sich selbst. Die Gescheidern fangen nun schon an, einzugestehen, daß der Klee nicht dünge; um aber nicht alles verlohren zu geben, behaupten sie noch, daß er nicht aussauge. Noch einige Jahre! und sie werden auch das Aussaugen eingestehen.

Der Herr Recensent giebt uns den Unterricht, daß man öfter und schon im Frühjahre

pflü-

pflügen soll, und daß es fehlerhaft sey, wenn man erst im Sommer stürzet. Dieser Unterricht ist gut; doch kömmt er damit viel zu spät. Noch eher als des Herrn Recensenten Großvater lebte, pflügten die Baiern ihr Winterfeld jährlich viermal, und stürzten es schon im April oder May. In manchen Orten wird der Acker acht oder zwölfmal mit der Egge überfahren. Wir bauen aber auch so schönes, reines, häufiges Getraid, daß der Ausländer darüber erstaunet. Der Herr Recensent ist selbst überzeuget, daß das frühzeitige und öftere Pflügen und Eggen die Fruchtbarkeit vermehre; warum kritisirt er denn meine Gegner und seine Clienten nicht, welche behaupten, daß alles dieß nichts tauge, und daß das Umstürzen der Kleeäcker vor Michaelis höchst schädlich sey; eine Behauptung, die wider alle Vernunft und Erfahrung ist, und also ganz wohl verdienet hätte, geahndet zu werden. Diese Reformatoren wollen alle Brache vertilgen; wie wäre es also möglich, nach dem Rath des Herrn Recensenten das Winterfeld im Frühjahre zu stürzen und oft zu pflügen?

Der Herr Recensent verweiset mich an des Herrn Lange Koppelwirthschaft und seine Bemerkungen über die Dreyfelderwirthschaft. Allein diese Schriften sind mir wie jene eines

Grasmann, von Benekendorf, von Wolf, Riem und Mathesius eben so gut bekannt, wie ihm selbst. Wenn ihm die Koppelwirthschaft gefällt, wie kann er denn meine Gegner vertheidigen, welche die Brache und Weiden allgemein vertilgen, und alles Vieh nur im Stalle füttern wollen? Ich sage hier nur kurz meine Meinung: Ich wünsche, daß die Koppelwirthschaft in einigen Gegenden von Baiern, besonders im Oberlande, eingeführet würde; aber meistentheils haben wir wenigst im Unterlande so guten Boden, daß wir uns ohne Koppelwirthschaft besser als mit derselben befinden.

Der Herr Recensent nimmt es mir sehr übel, daß ich S. 44. behauptet habe: Das Ackern und Eggen heiße nicht bloß die neuangehenden Futterkräuter zerstören, sondern auch den Acker auflocken. Dies heißt, saget er, de lana caprina streiten, denn man kann noch viele Nebenbedeutungen ansetzen, zum Beyspiel: den Acker stürzen, den Saamen unterpflügen. Wir wollen nun sehen, wer mehr de lana caprina streite, der Herr Recensent oder ich. Meine Gegner behaupteten, daß wir in Baiern nur darum Brache halten, damit wir die Kräuter unterpflügen können. Ackern und Eggen, sagten sie, heißt anders nichts, als die neuangehenden Futterkräuter geringerer Gattung zerstören. Als Vertheidiger der

Brache

Brache müßte ich ja den mehrfältigen Nutzen derselben zeigen, und sagen, daß wir beym Ackern und Eggen nicht nur die Vertilgung der Kräuter, sondern auch die richtige Düngung, die Auflockerung und Beschwängerung der Erde mit fruchtbaren Theilen aus der Luft, zur Absicht haben. Ist das lana caprina? Aber ich hätte nach seiner Meinung auch etwas vom Ackerstürzen, vom Saamenunterpflügen sagen sollen. Dies ist wohl wahrhaft lana caprina, den Ackerstürzen ist wohl auch ackern, und das Saamenunterpflügen hätte ich mit Vernunft nicht anführen können, weil es nicht unter die Vortheile der Brache gehöret, die ich aufzählen wollte. Meine Gegner würden mir geantwortet haben, daß man den Saamen, wenn man auch keine Brache hält, unterpflüge, und daß also dieß kein sonderbarer Vorzug der Brache sey. Der Herr Recensent will mich hier einer Ungereimtheit beschuldigen, und machet dadurch nur einen Beweis seiner eigenen.

Er machet mir auch den Vorwurf, daß ich die Brachkräuter F u t t e r k r ä u t e r genannt hätte. Dies ist wieder eine offenbare Unwahrheit. Nicht ich, sondern meine Gegner nannten die Brachkräuter Futterkräuter. Weder in dieser Stelle noch anderswo habe ich sie jemals so genannt; sondern nenne sie allzeit Kräuter, oder,

wie der Herr Recensent, Unkräuter. S. 10. sagte ich, daß das Vieh im Brachfelde das Unkraut wegfresse. S. 44. das Pflügen und Eggen ist nicht das einzige Mittel, das Unkraut zu zerstören. S. 45. Weil die erst kurzhin umgepflügten Unkräuter nicht faulen. — — Die Schaafe sehe ich als ein Mittel an, die Unkräuter zu zerstören; — — die Schaafe müssen mir das Unkraut ganz vertilgen. S. 49. Die Schaafe reinigen durch ihr Weiden die Brachäcker vom Unkraut. Wenn der Herr Verfasser ehrlich und unpartheyisch hätte handeln wollen, so hätte er offenbar nicht mich, sondern meine Gegner, welche allein die Brachkräuter, Futterkräuter nannten, kritisiren sollen. Dadurch zeiget sich ja klar, daß er meine Gegner mit heiler Haut durchschlupfen lassen wollte, und, um nur etwas wider mich vorbringen zu können, mir die Fehler derselben andichtete. Herr Recensent, Sie werden Sich ja doch wenigst schämen!

Weiter erinnert er, daß der Commißionsrath Riem die Mittelstrasse empfehle, und überall nach Localität zu handeln anrathe. Diese Lehre wäre sehr gut, wenn er sie nicht mir, sondern meinen Gegnern ertheilet hätte, die die Brache und Weide allgemein aufheben, und dagegen die Stallfütterung auch auf schlechtem Boden und bey mittellosen Bauern einführen

und

und mit Gewalt erzwingen wollten. Meine ganze Schrift zeiget, daß ich die Mittelstrasse liebe, und behauptet habe, daß der Anbau der Brache und die Stallfütterung in vielen Orten möglich und auch nützlich sey, zumal wenn den Landleuten Gelegenheit verschaffet wird, sich um baares Geld Gips zu kaufen. *)

*) Gipssteine giebt es in Baiern in den Gebirg-Gegenden die Menge, und da aus denselben die Flüße ganz Baiern durchströmen, und wir viel lüderliches Gesindel haben, welches in den Gipssteinbrüchen beschäftiget werden könnte, so sollte man wohl denken können, daß der Gips überall zu haben wäre. Dermalen kann man ihn nur nach langem Bitten und durch Recommendation erhalten. An dem guten Willen der Landleute fehlt es nicht. Sie sind von dem großen Nutzen des Gipses überzeuget, und bitten um denselben mit dem Geld in der Hand. Vielleicht kömmt noch die Zeit, da man den Gips in allen Städten und Märkten, die an Flüßen liegen, oder wie im Maynzischen, in den meisten Mühlen auf dem Lande haben kann; und dann — Glück und Heil meinem Vaterlande! Ich wiederhole es hier noch einmal, daß der Gips das einzige und beste Mittel sey, die Kultur in Baiern, besonders auf schwerem Boden, hoch zu treiben,

Der Herr Recensent lehret weiter, daß man nur das reinste Kleefeld zur einmal gepflügten Wintersaat, das Mittlere zur Gerstensaat, und das Unkrautigere zum Kartoffelbau verwenden müsse. Wenn auch dieses alles wahr wäre; so würde doch Baiern eine ungeheure Menge an Wintergetraid verlieren, wenn nach dem Willen meiner Gegner die Brache allgemein aufgehoben würde. Und dieß wäre vielleicht das einzige Mittel, dieses Land, das in seinem Reichthum unerschöpflich ist, ganz zu Grund zu richten, und auch benachbarten Ländern, die mit baierischem Getraide versorget werden, einen empfindlichen Stoß zu geben.

Allein es ist das, was der Herr Recensent versichert, bey weitem nicht wahr. Bey der Frage, ob das Wintergetraid auf dem nur einmal gepflügten Kleefelde gut gerathe, kömmt es mehr auf die Fertigkeit und Beschaffenheit des Bodens als auf die Reinheit des Klees an. Auch auf dem reinsten nur einmal gepflügten Kleefelde wird die Wintersaat, zumal auf ganz schwerem Boden, der in Baiern so häufig ist, meistentheils mißlingen, oder nicht so gut, wie im Brachfelde, gedeihen, wie mich und andere die vielfältige Erfahrung gelehret hat.

Selbst

und die Stallfütterung in vielen Orten einzuführen.

Selbst der Client des Herr Recensenten, der Verfasser der näheren Beantwortung jener von einem lateinischen Wirthe gestellten ökonomischen Fragen gestehet ausdrücklich: Ich habe wenigst über den Winterbau auf Kleeäckern vielfältige Erfahrungen eingeholet, und nicht ganz reussiren können; noch ist mir von anderen Kultursfreunden bekannt, daß sie hierinfalls glücklicher gewesen sind, als ich. Ich habe das Gerathen des Wintergetraides nicht so allgemein widersprochen, wie dieser, sein Client; warum ereifert sich der Herr Recensent so sehr nur wider mich? Sein Client, überzeuget, daß die Aufhebung der Brache und der Winterbau beisammen nicht bestehen können, fühlte wohl selbst, daß er in der Klemme sei, und sagte unbesonnener Weiße, daß das Getraid den eigentlichen Kultursgegenstand für Baiern nicht ausmache und verrieth dadurch offenbar, daß er als ein Ausländer entweder Baiern noch nicht kenne, oder dieses Land durch seinen verderblichen Vorschlag zu Grund richten wolle.

Die Gelehrten haben schon oft versuchet, die Schaafe nicht mehr zu weiden, sondern in Horden oder wohl gar im Stalle mit gehauenem Klee zu füttern; und wenn das Ding nur einige Zeit gut zu thun schien, so posaunten sie ihr vermeintes Glük und Geschicklichkeit in der ganzen

zen

zen Welt aus, als ob sie eine Goldgrube gefunden hätten: allein, nach einem Paar Jahren wurden sie durch Erfahrung belehret, daß sie sich betrogen hatten, und gaben ihre Hordenfütterungen wieder auf, ohne daß das Publikum, dessen Erwartungen sie vorher so hoch gespannet haben, von ihren mißlungenen Versuchen eine Nachricht erhielte.

Nun kömmt der Herr Recensent wieder mit einer neuen Hordenfütterung der Schaafe, zu Schmitschüz bei Königsgräz, zum Vorschein, wo 5500 Schaafe gefüttert werden. Er begehet die Ungeschicklichkeit, daß er diese Hordenfütterung eine Stallfütterung nennet, wodurch er wieder seine Unerfahrenheit in der Oekonomie verräth. Dieser Versuch soll den Herrn Recensenten noch nicht, wie er sagt, auf andere Gedanken bringen, nachdem vorhin schon so viele andere in so vielen Orten mißlungen haben; zumal eine solche Futterungsart nicht nur sehr mühsam und kostbar, sondern auch der Natur der Schaafe, die vorzüglich freye Luft und Bewegung erfordert, entgegen ist. Um eine solche Hordenfütterung dem Publikum mit Recht anzupreisen, muß sie mehrere Jahre mit Vortheil bestehen, die Wolle wenigst nicht schlechter werden, und anbei müssen die Schaafe gesund bleiben. Es gehöret

viel

viel dazu, um den Beweis zu machen, daß sie vortheilhaft sey. Die Gelehrten haben über ihre Vortheile bei der Wirthschaft schon oft öffentliche Rechnungen abgeleget, über deren Calcul nichts auszusetzen war; welche aber doch hintennach der Erfolg für unrichtig erkläret hat.

Gesetzt auch, daß Schmitschütz nach bestrittenen Ausgaben noch einen namhaften Gewinn hätte, und auch die Schaafe gesund blieben; so entsteht alsdann noch erst die Frage, ob man nicht bei einer andern Wirthschaft mehr als bey dieser Hordenfütterung gewinnen könnte, und ob es nicht etwa nützlicher wäre, diese ungeheure Schaafzucht zu vermindern, und dafür mehr Rindvieh im Stalle zu füttern. Wenn der Luzerner Klee, welcher nach der Behauptung anderer Herren Berliner Recensenten und nach meiner Erfahrung einen tiefen, guten und lockeren Boden verlanget, zu Schmitschütz sogar auf Leeden wächst, so möchte obige Frage hier nicht ungegründet scheinen. Schmitschütz hat ja bei dieser Wirthschaft nicht die erforderliche Universalmedicin oder den Kuhmist. Oder ist etwa der Schaafmist nur in Schmitschütz eine Universalmedicin?

Allein, wenn ich dem Herrn Recensenten alles zugebe, was er verlanget, so folget daraus nicht mehr, als daß eine reiche, mächtige Herrschaft,

schaft, auf derer Leeden sogar der Luzerner Klee gut geräth, eine Hordenfütterung der Schaafe haben könne. Eine so seltene und sonderbare Hordenfütterung der Schaafe wäre im Ganzen für den Staat von keinem Belange. Nur alsdann ist die Schaafzucht wichtig und nützlich, wenn nicht blos die Herrschaften, sondern alle Bauern und Söldner Schaafe halten, und dazu ist die Brache nothwendig.

Endlich gesteht der Herr Recensent, daß nicht alle Brache zum Kleebau dienen könne; ein Geständniß, wodurch er seine Clienten, welche die Brache überall, sogar durch landesherrliche Gewalt, vertilgen wollten, ganz zu Boden wirft. Aber deßwegen, sagt er, bedarfs noch nicht die (der) Bestreitung eines lateinischen Wirths, sei er Land- oder Bierwirth. Warum nicht? Hat denn ein Baier, dem die Localität und das Clima seines Vaterlandes am besten bekannt ist, nicht eben so viel Recht, über diesen wichtigen Gegenstand seine Meinung zu sagen, als ein Herr Berliner oder Rheinländer? Die Wahrheit ist so offenbar und einleuchtend, daß der Herr Recensent, er mochte wollen oder nicht, mir Recht, und meinen Gegnern Unrecht geben mußte. Um mich aber nicht ganz unangetastet zu lassen, behauptet er, daß es mir und einem Bierwirthe nicht

zu-

zustehe, diese Wahrheit zu sagen. Risum teneatis!

Zum Beschluß muß ich dem Herrn Recensenten im Namen meiner Gegner und seiner Clienten noch den Vorwurf machen, daß er eine ihrer Schriften: Versuch über die anwendbaresten Grundsätze bey Kulturproceßen und Theilungen der Gemeinheiten von lit. H. A. München, bey Lentner, 1791., so sehr herabgewürdiget habe. Dadurch hat er bey diesen Herren gar keine Ehre eingeleget, und beynahe wieder alles verderbet, was er durch die Recension meiner Schrift gut gemacht hat.

Er hätte leicht bemerken können, daß die Schreibart dieses Verfassers derjenigen meiner Gegner ganz gleich sey, und mit ihnen auch gleiche Grundsätze aufstelle, und daß es also unschicklich sey, dieselbe in einem Ort zu vertheidigen, und im andern zu beschimpfen. Es wäre leicht zu beweisen, daß lit. H. A., der dem Vernehmen nach ein Baier ist, nur seinen Namen hergeliehen habe. Man sollte glauben, es liege wenig daran, ob der Verfasser ein Baier sey oder nicht. Allein meine Gegner mögen doch wohl ihre Ursachen haben, daß sie ihre Grundsätze, die uns so fremd und unrichtig scheinen, unter dem Namen meiner Landleute verbreiten.

Vielleicht

Vielleicht konnte der Verfasser nur unter dem angenommenen Namen H. A. mit Wahrheit behaupten, daß er die Kultur im Donaumoos nie gesehen habe, und daraus den Schluß machen, daß er in seiner Schrift auf diese Kultur nicht anspiele.

Es erfodert aber auch hier die Unpartheilichkeit, daß ich dem Urtheile des Herrn Recensenten nicht ganz beypflichte. Er behauptet, daß in dieser Schrift das, was die Hauptsache angeht, nicht erörtert sey. Dieß wäre freylich für sich allein schon hinlänglich, um diese Schrift zu verwerfen. Allein er hätte dieses wichtige Gebrechen umständlich anzeigen und beweisen sollen.

Wenn der Verfasser einer Schrift bloß durch Machtsprüche und ohne angeführte Beweggründe verdammet wird; so kann er sich mit Recht beschweren, daß ihn der Recensent als ein litterarischer Despot behandelt habe. Durch die Recension steht der Verfasser auf öffentlicher Schaubühne; will ihn der Recensent der allgemeinen Verachtung Preis geben, so muß er zeigen und beweisen, wodurch er dieß verdienet hat. Selbst dem Leser ist mit dergleichen Machtsprüchen nicht gedienet. Wenn er einen Band der allgemeinen deutschen Bibliothek in die Hand nimmt; so geschieht es in

der

der Absicht, sich zu belehren, und eine sichere Auswahl von nützlichen Büchern zu machen. Der Recensent muß ihn also nicht nur mit dem Inhalte des recensirten Buches bekannt machen, sondern auch die Gründe seines Lobes oder Tadels anführen, und den Leser in den Stand setzen, daß er über den Werth des Buches ein gegründetes Urtheil fällen könne. Dieser Endzweck kann unmöglich erreichet werden, wenn der Recensent nur im Allgemeinen lobet oder tadelt, und das Buch nicht umständlich recensirt. Wenn der Leser in der allgemeinen deutschen Bibliothek die vortreflichen Recensionen über Weltweißheit, Politik u. d. g., welche überall Klarheit und Licht verbreiten, gelesen hat, und hernach auf so fade und triviale Recensionen über Oekonomie trift; so muß er glauben, daß er aus der obersten Sphäre des Lichts in das Reich der Finsterniß gefallen sey.

Ein Recensent ist freylich nicht schuldig, jedes schlechte Buch zu recensiren. Allein, wenn er glaubet, daß es unter der Kritik sey, so recensire er es lieber gar nicht. Das Publikum verliert nichts, wenn ihm dasselbe unbekannt bleibt, und der Verfasser kann sich nicht beschweren, daß er durch einen Machtspruch und ohne angegebene Gründe verdammet worden sey.

Die gegenwärtige Schrift des lit. H. A. hat er ohnehin nie mit Grund recensiren können, wenn er kein Jurist ist, und unsere Gesetze und Landesverfassung nicht kennet, wie er selbst zu gestehen scheinet. Ihr Gegenstand ist nicht Oekonomie, sondern Staatswirthschaft, Recht und Gerechtigkeit; und das Wichtigste unter allen ist die Behauptung, daß die Gemeinheiten nicht nach dem Contributionsfuß, sondern nach der Zahl der Familien vertheilet werden sollen, worüber uns der Herr Recensent kein Wort saget. Wenn dieß nicht in der Sphäre seiner Wissenschaften ist, so hätte er die Recension lieber einem andern, der diesem Geschäfte gewachsen ist, überlassen sollen.

Der Vortrag und der Stiel des Verfassers, der unter dem Namen des lit. H. A. erscheinet, ist freylich undeutsch, schwerfällig und abschreckend. Allein ohngeachtet aller Sprachfehler könnte die Schrift doch für das Publikum, wenigst für Baiern, sehr wichtig seyn, wenn die Grundsätze, die er aufstellet, richtig und wahr, und auf unsre Landesverfassung anwendbar wären. Wie unrichtig, schleppend und weitschweifig ist manchmal die Schreibart und der Vortrag des berühmten Herrn Pastors Friedrich Mayer, und doch verdienet dieser erfahrne und unermüdete Oekonom, wäre es auch bloß des Gipses wegen, eine Ehrensäule.

Gutachten

Gutachten
eines baierischen Landbeamten
über
den Entwurf
des landesherrlichen Mandats
vom 10. Windmonats 1790.

Vorerinnerung.

Im Jahre 1790 sollten in Baiern durch ein landsherrliches Mandat alle Brachen und Weiden aufgehoben, und dagegen alle Felder angebauet, und eine allgemeine Stallfütterung eingeführet, auch diejenigen, welche noch ferner ihr Vieh auf die Weide trieben, ihres Eigensinnes und Widersetzlichkeit halber, gestrafet, und alle Gründe, sie mögen Gemein- oder andere Weiden seyn, nach 3 Jahren als bona vacantia pro fisco eingezogen werden. Dieses Mandat war der Publikation und Ausführung schon sehr nahe. Da aber die

Sache für das allgemeine Beste und den Staat von großer Wichtigkeit war, so machte man dagegen Vorstellungen und die Publikation unterblieb.

Unter andern hat ein Landbeamter ein Gutachten über dieses Mandat einem großen, ansehnlichen Kavalier eingeschicket, dem daßselbe vermuthlich nicht mißfallen hat. Der Verfasser schrieb dieses Gutachten schon vor 5 Jahren, und hat es, wie leicht zu erachten ist, nicht zum Druck bestimmet. Indessen möchte dasselbe, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, doch werth seyn, daß es von dem baierischen Publikum gelesen werde.

Schrei=

Schreiben des Verfassers an **

Meinem Versprechen gemäß schicke ich hiemit meine Bemerkungen über das neue in Kultursachen ergangene Mandat vom 10 Windmonats 1790. Dieselben werden weder bey der ** noch bey den ** einen völligen Beyfall finden. Jeder hat seine eigene Denkungsart, ich bleibe bey der Meinigen, so lang ich keinen Beweggrund finde, sie zu ändern. Ich dringe sie niemanden auf, und es verdrießt mich nicht, wenn andere anders denken. Die goldene Mittelstrasse gefällt mir am besten; und ich halte es weder mit denjenigen, die alles einreißen und übern Haufen werfen, noch mit den Anderen, die alles bey dem Alten lassen, und nichts verbessern wollen. Jene scheinen mir zu hitzig, diese zu faul und zu

schlafsüchtig zu seyn. Die Erfahrung ist meine Führerin; sie lehret, daß man mit gar zu großer Hitze, besonders wenn man unmögliche Dinge fodert, alles verderbe; sie lehret aber auch, daß sich durch Fleiß stufenweise, und nach und nach vieles verbessern lasse, und daß schon vieles verbessert worden sey.

Ich war in meinen Bemerkungen vielleicht zu weitläufig, und sie verdienen nicht, daß man darauf eine Achtung habe; vielleicht war ich auch zu keck. — Auch hierüber streite ich nicht, und ich lasse mir jedes Urtheil gefallen, ohne darum diejenigen, die mit mir nicht verstanden sind, minder zu schätzen. Indessen wird meine Arbeit doch in den Hauptpunkten für Eure * brauchbar seyn. Mehr werden Sie von mir nicht verlangen. Ich bitte also, daß man auf das Ueberflüßige und Unbedeutende nicht achte, oder allenfalls meiner Laune oder Vorliebe für das baierische Landvolk, das mir bey allen seinen Fehlern doch immer ehrwürdig ist, beymesse. Ich bin * *

In den Zeiten, da die Staatsbedürfnisse gering, und die Länder schlecht bevölkert waren, nahmen die Fürsten und Regierungen sehr wenigen Bedacht auf die Landkultur. Sully's großer Geist entdeckte vorzüglich die Quelle alles Reichthums, der Stärke und der Bevölkerung in dem Ackerbaue. Wären seine Nachfolger in der Staatsverwaltung diesem Grundsatze immer treu geblieben; so würde Frankreich noch heut der mächtigste und blühendste Staat Europens seyn. Allein, diese bekümmerten sich wenig um den Ackerbau und begünstigten vorzüglich die Handlung und die Handlungsgesellschaften, die Manufakturen, Fabriken, Künste und Wissenschaften, die allerdings gut sind und den Staat glücklich machen, aber nur alsdann bestehen können, wenn der Ackerbau in gutem Stande ist.

Die Städte wurden reich und schwammen in Pracht und Ueberfluß, aber es war nur blendender Schimmer und nur scheinbarer Wohl-

stand des Staatskörpers. Die immer vermehrten Abgaben lagen schwerdrückend auf den Landleuten, und diese wurden endlich gar den Pächtern der Staatseinkünfte Preis gegeben. Der muntere Franzos sang lange in seinem Elend und rief: es lebe der König. Der Landmann, ohne Geld und ohne Vermögen, mußte in der äußersten Beklemmung seinen Viehstand vermindern, und eben dadurch verminderten sich die Früchte der Erde, ohne welche die Handlungen und Fabriken nicht bestehen konnten. Die guten Aecker trugen weniger als ehehin, und die schlechten fast gar nichts, und Frankreich mußte ohngeachtet seiner natürlichen Fruchtbarkeit fast immer fremdes Getraid kaufen. Freilich gab es dort und da Güter der privilegirten Stände, die sehr gut kultivirt wurden; und die Erträgniß solcher Güter war desto größer, je mehr der Ackerbau des gemeinen Volkes in den Verfall kam. Die privilegirten Stände hatten nur wenige Abgaben an den Staat zu entrichten; sie hatten viele Zehenden und die besten Grundstücke; sie wurden reich an Geld, Viehe, und vorräthigem Getraide, und ihre Glückseligkeit wuchs um so mehr, als der große Haufen des Landvolkes ärmer ward. Frankreich hatte ökonomische Gesellschaften, die über den Anbau des Saint Foin und des Raigrases predigten; aber ihre

nüzlichen Lehren und Unterrichte waren für den gemeinen, armen Landmann nicht anwendbar. Man rühmte allenthalben den Kleebau und die Stallfütterung; aber ohne den nöthigen Viehstand und Dünger läßt sich kein Kleebau und keine Stallfütterung denken. Der sonst immer muntere Franzos mußte endlich den Muth verliehren, und trachtete bei seinem elenden Ackerbaue blos sein Leben zu fristen, rief und sang doch immer: es lebe der König.

Die 1787 und 1788ger Jahrgänge waren dem Ackerbaue ohnehin ungünstig und sehr unglückliche Mißjahre. Die Aecker trugen noch weniger als sonst, und die armen Landleute waren ohne allen Vorrath an Geld und Getraide. Da fühlte endlich der Staat, daß er, bei allem Ueberfluß in den Städten, arm und unglücklich sei. Man ließ fremdes Getraide zu Wasser und zu Lande aus Italien, England und Amerika herbei führen; aber, deß ohngeachtet stieg der Brodmangel, und in den Städten noch mehr als auf dem Lande. Ganze Städte rauften sich um Getraide, und die Getraidkästen der reichen Privatleute wurden gewaltthätig erbrochen. Wie konnte es aber auch anders seyn, da der Ackerbau überhaupt zu Grund gerichtet war? Was sind die Kästen reicher Privatleute, und die Zufuhren fremden Getraides für 25 Millionen Menschen? Niemand

mand wollte vor Hunger sterben, und die gesitteteste Nation begieng, vorzüglich in den Städten, so scheußliche Handlungen, daß sich deren die barbarischen Kannibalen schämen würden.

Was sollten Künste in einem Lande, wo des Künstlers Arm vor Hunger und Elend erlahmet? Was sollten Manufakturen, wenn das Erdreich die dazu nöthigen Bedürfnisse nicht erzeuget? Was helfen Wissenschaften, Pracht und Schimmer in den Städten, wenn man das Schlachtvieh aus Deutschland über 100 Meilen nach Paris treiben muß, wenn an allen Lebensmitteln Mangel ist, und der Staatskörper in Konvulsionen erstirbt?

In keinem Lande ist das Elend und die Anarchie so groß, als dermal in Frankreich: aber, auch in keinem Lande ist der Ackerbau so sehr im Verfall, und der Landmann so sehr, und fast bis zum Viehe, herabgewürdiget. Oder ist etwa die höchste Stufe des Elendes erforderlich, um ein besseres Schicksal für die künftige Generation zu gründen? Weg mit dieser unseligen Philosophie, die die jeztlebenden Menschen verschlingen läßt! sie ist Menschenhaß, der sich mit der scheinbaren Liebe der Zukunft umhüllet.

Ganz anders ist die Staatsverfassung in England. Der Adel ist daselbst reich und mächtig;

tig; aber, der Landmann und selbst die Dienstboten sind keine verächtliche, verworfene Leute. Die Manufakturen und Fabriken sind häufig und groß; aber, die Landkultur ist der Grundstoff derselben. Die Landleute zahlen viel und mehr als in andern Ländern an den Staat, aber, der Staat schützet sie, die Kultur ist im blühenden Stande, und der Erwerb außerordentlich groß. Die Nationalschuld ist unermeßlich; aber, die Zinsen werden richtig bezahlet, und selbst die dermaligen Kriegsrüstungen wider Frankreich, die einige Millionen betragen, bestritt die Nation, ohne die Nationalschuld zu vermehren. Wer in England Grundstücke besitzet, wäre er auch nur ein Pächter, ist ein reicher Mann, wenn er wirthschaften will; und selbst die Dienstboten essen täglich Fleisch und trinken Bier, und nebenbei sind auch die Armen sehr wohl verpfleget. Kein Stand kann den andern unterdrücken, und wenn es Tumulte und Unordnungen giebt, so ist die Regierung darüber unbekümmert, denn sie sind nicht wider sie gerichtet, sondern nur Ausbrüche und Wirkungen der Vollblütigkeit des Staatskörpers.

Ich kehre nun in mein Vaterland Baiern zurück, und nehme mit Vergnügen wahr, daß wir bei weitem noch nicht so sehr im Verfall sind, als man zu glauben scheint, oder gerne

glau-

glauben möchte. Keines der benachbarten Länder hat so viel Getraid, Holz, Rindvieh, Schaafe, Schmalz, Inschlitt und Häute, als Baiern; wenigst sind diese Bedürfnisse nirgend wohlfeiler als bei uns. Westenrieders Beiträge zur vaterländischen Historie I. B. S. 248. Die Nachbarn von Osten und Westen, von Süden und Norden wollen bei uns einkaufen, scheuen keine Unkosten des Transports, und entrichten für die Bewilligung beträchtliche Mauthen an den Staat. Es ist also unwidersprechlich wahr, daß wir, ohngeachtet einiger Gebrechen, reicher als unsere Nachbarn seien. Die Klagen über Theuerung sind nur in Rücksicht der vergangenen Zeiten, nicht aber in Rücksicht anderer Länder gegründet, und vielleicht ist diese Theuerung das einzige Mittel, daß die Volksmenge in den Städten nicht fernerhin anwachse, und das Land nicht noch mehr entvölkert werde.

Unsere Landleute sind an die härtesten Arbeiten gewöhnet, und ertragen muthig Hitze und Kälte auch bei der entferntesten Hoffnung eines Gewinnstes. Westenrieders Beiträge I. B. S. 237. Selbst dieß, daß sie bei Mißjahren samt ihrem Viehe lieber Hunger leiden, als ihren Viehstand vermindern wollen, zeuget von ihrer äußersten Anstrengung und Bestreben,

sich von dem Verfall ihrer Wirthschaften, und von dem Verderben zu retten. Im Unterlande ward schon lange zuvor häufig und auf die beste Art Klee gebauet und allenthalben Mergel auf die Aecker gefahren, ehe uns die gelehrten Oekonomen mit ihren Schriften beehreten. Westenrieders Beiträge S. 200. Auch im Oberlande bessert sich die Landkultur von Jahr zu Jahr mehr, und man sieht nun fast überall Klee, wo das Klima und das Erdreich nicht entgegen, oder die Armuth einiger Gegenden nicht zum unüberwindlichen Hinderniß geworden ist. Man berechne die öden Gründe und Viehweiden, die nur im Landgericht Erding seit wenigen Jahren kultivirt worden sind, und man wird mit der Industrie unsers Landvolkes, besonders wenn man auf den drükkenden Mangel der Dienstboten, auf die Armuth und Bedrückungen einiger derselben und auf andere Hindernisse, eine billige Rücksicht nimmt, gewiß zufrieden sein, wenn man anders nicht mit Vorurtheilen gegen dasselbe eingenommen ist. Man räume also vor allem die Hindernisse und Bedrückungen weg, so viel es möglich ist; man lasse die Landleute fühlen, daß man sie nicht als verächtliche oder verworfene Menschen, sondern als nützliche Glieder des Staats, ansehe, und daß ein fleißiger Bauer wenigst eben so viel werth

als ein Schuster oder Schneider sey: man begünstige die Industrie und schütze die Eigenthumsrechte, und die Landkultur wird in Baiern in wenigen Jahren einen unermeßlichen Fortgang gemacht haben.

Möchten doch diejenigen, die unsere Landleute der Faulheit beschuldigen, nur einige Tage sich auf dem Lande aufhalten, und sehen, wie sie im strengsten Winter Nachts dreschen, und den ganzen Tag Erde auf ihre Aecker fahren, im Sommer noch vor anbrechendem Tage mähen, oder Getraid schneiden, und sich so sehr erhitzen, und ermüden, daß sie darüber krank werden, und manchmal ihr einziges Gut, die Gesundheit, für immer einbüßen. Man müßte ohne alles Gefühl seyn, wenn man deßohngeachtet unsere Landleute für faul halten, und ihnen nicht manchmal einen Tag der Ruhe und Ergözung gönnen wollte. Wer nur auf Chausséen fährt, und manchmal nur einen Blick rechts oder links wirft, wird freilich öde oder solche Gründe sehen, die besser kultivirt werden könnten. Aber solche Herren sollten in die Hütten der Landleute gehen, und ihre innere Wirthschaft untersuchen: sie würden manche arme Familie antreffen, die keinen Dienstboten zu halten vermag. Aus Mangel derselben muß des Bauers Weib schon am dritten Tage des Wochenbetts alle

Haus-

Hausarbeiten verrichten, und die Kinder müssen in ihrer zartesten Jugend so schwer arbeiten, daß einige darüber krumm oder buckelicht werden, oder das Wachsthum ihres Körpers verlieren. Ihre Nahrung ist äußerst schlecht, die Hütte fängt an einzustürzen, der Viehstand ist elend, und die Erträgniß der Gründe sehr gering; und nebenbey drückt eine eiserne Hand ihren Nacken. Anstatt eine solche Familie der Faulheit zu beschuldigen, wird man sich vielmehr verwundern müssen, daß sie ihres mühseligen Lebens nicht überdrüßig geworden ist. Zum Glück der Menschheit trift man in Baiern nur in wenigen Gegenden solche unglückliche Landleute an. Ist ein Hausvater in bessern Umständen, so wird ihn doch wenigst der Mangel an Dienstboten, oder eine andere unüberwindliche Hinderniß drücken. Er wird sich selbst fragen, ob er bei allem Fleiße so viel gewinnen könne, daß ihm der Aufwand vergütet, oder ob nicht eine immerwährende Sperre die Hoffnung seines Gewinnstes vereiteln werde? ob er nicht bloß allein für den Grund- und Zehendherrn arbeite; ob die Verbesserung des Guts seinen Kindern zu Nutzen komme, oder ob ein leibfälliges Gut eine so harte Anstrengung verdiene? Ob seines Fleißes wegen die Abgaben nicht erhöhet, oder wenigst seine Erben nicht mit

 größern

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

größern oder neuen Getraidgülden beleget werden? Ob nicht ein neidsüchtiger Nachbar, durch seine Obrigkeit unterstützet, die Früchte seines Schweißes zerstören, und ob ihn in diesem Falle seine eigene Obrigkeit schützen könne oder wolle? Westenrieders Beiträge S. 237. 247. 248. Baierische Beiträge zur schönen und nützlichen Litteratur. I. B. 3. Jahrgang. S. 333.

Eben so unrecht geschieht unsern Landleuten, wenn man behauptet, daß sie bloß aus Eigensinn oder Hartnäckigkeit keinen Klee bauen oder keine Stallfütterung einführen, und die Viehweiden nicht aufheben. Der starre Eigensinn ist unbändig, und machet keine Versuche, selbst im Kleinen nicht. Ich habe aber schon oben bemerket, daß im Unterlande auf gutem Boden sehr häufig Klee gebauet, und das Vieh meistens im Stalle gefüttert werde, und daß sich diese nützliche Verbesserung immer mehr und auch oberhalb Landshut, besonders bei den wohlhabenden Bauern, verbreite. Die Bauern erfreuen sich, wenn ihnen dort und da ein kleiner Versuch gelinget, und sie äußern allenthalben den Wunsch, daß sie die Verbesserung erweitern könnten; sie sind also nicht starr, und eigensinnig, und es ist eine einfältige Sudelei einiger Journalisten, daß der Bauer nur darum die Brache nicht aufhebe, und keine Stallfüt-

rerung einführe, weil es auch ihre Väter nicht gethan haben. So sprechen und schreiben nur Leute, die das Landleben nicht kennen, und, weil sie nichts Gründliches zu sagen wissen, und doch was sagen wollen, sich mit Schimpfen behelfen. Ich berufe mich auf das Zeugniß des Landgerichts Erding. Man trift daselbst in sehr vielen Orten Klee an, wo vor wenigen Jahren keiner zu sehen war; und es sind in kurzer Zeit viele hundert Tagwerke Wiesen, die vorhin öde waren, oder bloß zur Weide dienten, kultivirt worden. Die Kultur ist nun bereits im Gange, freilich in einem langsamen Gange; es läßt sich aber dieser Gang bei so vielen politischen und natürlichen Hindernissen nicht gewaltthätig beschleunigen, wenn man den Muth unserer Landleute nicht mit Einmal ersticken will.

Es entsteht hier die Frage, ob es rathsam sei, die Brache durchgehends aufzuheben, und die Unterthanen zu zwingen, daß sie ihre Brachfelder mit Klee und Futterkräutern anbauen sollen?

Ich behaupte, aus langwieriger Erfahrung überzeuget, daß dieß eine völlige Unmöglichkeit sei, und daß Baiern durch eine solche Verordnung ganz zu Grund gerichtet werden müßte. Baiern ist zwar überhaupt ein fruchtbares Land; aber es giebt auch große Strecken, die von

Natur sehr unfruchtbar sind. Man betrachte die große Gegend um München, jedoch jene nahe Gegend um die Stadt abgerechnet, welche durch den Stadtdünger eine immerwährende und außerordentliche Verbesserung erhalten hat. Wo man sich daselbst umsieht, trift man rauhen Stein, oder Sandboden an, der nur mit einer geringen leichten Erde bedecket ist. Das Getraid ist kurz und kleinhalmigt, mager und schlecht, und vergütet manchmal die Baukosten nicht. Westenrieders Beiträge I. B. S. 227. Auch im Unterlande und selbst in dem sonst fruchtbaren Landgericht Erding giebt es viele Gegenden, wo der Grund eben so schlecht oder noch schlechter als um München oder im sogenannten Gefüll ist. In diesen Gegenden sind die Unterthanen insgemein sehr arm; sie haben weit weniger Vieh und Dünger als die im Oberlande, weil sie weit weniger und schlechtere Weiden haben, und die von Natur schlechten, rothsandigen oder rothleimigten Aecker, die manchmal in 30 oder 40 Jahren keinen Dünger erhalten, und nicht so lange, wie im Oberlande, ruhen, sind durch das beständige Anbauen ganz entkräftet. Die Bauern bauen sie freilich an, nicht des Nutzens halber, sondern weil sie sich schämen, die Aecker öde liegen zu lassen. Ihr Getraid, besonders ihr

Som-

Sommergetraid, ist weit schlechter als im Ober-
lande, und der Haber und die Gerste in man-
chen Jahrgängen so kurz, daß sie nicht verdie-
nen abgemähet zu werden, und daß man ihn
manchmal auch wirklich nicht abmähen kann.
Sollten solche Aecker mit Klee angebauet wer-
den? oder läßt sich hoffen, daß man dadurch
im Brachfelde so viel Klee erhalte, als zur
Fütterung des Viehes im ganzen Sommer er-
foderlich ist? Kann da ein Klee wachsen, wo
nicht einmal ein magerer Haber wächst? Ich
hatte selbst solche Aecker, und machte den Ver-
such, Klee zu bauen: aber er ward so äußerst
schlecht, daß man ihn gar nicht mähen konnte,
und manchmal konnte er gar nicht keimen und
wachsen. Selbst auf gedüngtem, mittelmäßigem
vorhin entkräftetem Boden wächst der Klee in
gewissen Jahrgängen sehr schlecht, wie ich in
den ersten Jahren meiner Wirthschaft erfahren
habe, was sollte man von ungedüngten, von
Natur schlechten, und durch beständigen Anbau
ganz entkräfteten Aeckern hoffen können? Was
sollten die Bauern in dieser unglücklichen Lage
mit ihrem Viehe anfangen, wenn sie kein
Brachfeld und keine Weide haben? Sollten
sie dasselbe gar verhungern lassen, und künf-
tig ohne Vieh und Dünger wirthschaften?

Guter, schwerer Boden ist zum Getraidbau vortreflich, aber zum Kleebau nicht sonderlich gut, besonders, wenn er naß und kalt, und die Witterung ungünstig ist. Die Klee-Ernde fällt so schlecht aus, daß sie die verwendeten Unkosten, Mühe und Arbeit nicht vergütet. Wenigst läßt sich nicht mehr als eine einzige Klee-Ernde hoffen, die vor Johannis nicht angefangen werden kann. Mit was ernähret der Bauer sein Vieh bis Johannis, wenn er kein Brachfeld und keine Weide hat? Ist der Klee zeitig, so soll er ihn in 8 oder 14 Tagen ärnden, und er wird ein grünes Futter für eine sehr kurze Zeit haben. Womit füttert er sein Vieh weiter im Sommer? Oder soll er vielleicht zwo Klee-Ernden erwarten, und das angebauete Brachfeld erst nach Bartholomä zu pflügen anfangen? Allein bei einer ungünstigen Witterung wird der Bauer, wenn er auch guten Boden besitzt, vergebens auf eine zweite Klee-Ernde hoffen, und nebenbei muß man auf den guten Anbau des Wintergetraides, an welchem sowohl ihm, als dem ganzen Lande vorzüglich gelegen ist, völlige Verzicht thun. Ich habe diese Bauart öfter versuchet, aber wiederholte Erfahrungen haben mich belehret, daß sie auf schwerem, kaltem Getraidboden auch bei der besten Düngung nicht anwendbar sei.

Schwe-

Schwerer Boden muß viermal gepflüget und geegget, und nach jedesmaligem Pflügen 3, 4 oder 5 Wochen, je nachdem die Witterung trocken und heiß, naß und kalt ist, liegen gelassen werden, damit die Erde rein und locker werde. Meine besten Aecker, die ich nach dieser neuen Bauart behandelte, hatten insgemein schlechteres Wintergetraide als die ungedüngten brach gelegenen Aecker der benachbarten Bauern.

Der von so vielen gelehrten Oekonomen behauptete Satz: die Erde bedarf keiner Ruhe, ist in manchem Anbetracht grundfalsch. Die Erde bedarf keiner Ruhe; aber, der leichte Sandboden bedarf einer Festigkeit und bindender Theile: und diese erhält er durch die Ruhe. Die Erfahrung lehret, daß in der weiten Gegend um München die ganz entkräfteten und unfruchtbaren Aecker nach einer acht, oder zehnjährigen Ruhe mehr und besseres Getraid tragen, und in der Fruchtbarkeit länger anhalten als die gedüngten. Die Erde bedarf keiner Ruhe; aber, der gute, schwere Boden bedarf der Lockernheit, und diese erhält er durch das viele Pflügen in der Brachzeit. Die Erde bedarf keiner Ruhe; aber, sie muß von der Luft, Sonne und dem Thaue geschwängert, und die zum Theil rohen Nahrungssäfte müssen durch die Gährung

aufgelöset werden, wozu ein gewisser Zwischenraum der Zeit erforderlich ist.

Selbst der Dünger kann bei dieser verkehrten Wirthschaft nicht gehörig benutzet werden. Alle Felder sind angebauet, man kann also den ganzen Sommer hindurch keinen Dünger auf die Aecker fahren, und einpflügen. Im Herbste häufet sich die Saatarbeit zu sehr, das ohnehin schlecht geackerte Winterfeld wird also auch schlecht und unrichtig gedünget, und der meiste Mist für künftiges Jahr in das Sommerfeld verspäret. Bis dahin verfaulet er zu sehr, vermindert sich ungemein, und hat keine Kraft und Gährung mehr. Der über Winter gemachte lange Mist, den man sonst in das Brachfeld gefahren hätte, müßte in das Sommerfeld kommen, wo er manchmal mehr schadet als nuzet, weil er nicht gehörig eingeackert und eingeegget werden, und nicht in Gährung kommen kann, ehe der Acker mit der Saat bestellet wird. Bei dieser neuen Bauart haben die Gespanne, Pferde oder Ochsen, freilich wenige Arbeit im Sommer, aber, im Frühjahre und Herbst häufen sich alle Arbeiten doppelt, und der Bauer könnte nicht Dienstboten und Gespanne genug auftreiben, um alle Geschäfte gehörig zu verrichten.

Es giebt freilich ökonomische Schriftsteller, die zum Kleebaue keinen guten, sondern nur mittelmäßigen Boden verlangen, oder wohl gar mit einem schlechten vorlieb nehmen: sie verlangen aber, daß die Aecker gut gepflüget und gedünget werden sollen. Wo sind aber die Bauern, die ihr Sommerfeld oder die Brachäcker zum Kleebau hinlänglich düngen können? Es ist wahr, der Klee vermehret den Dünger und das Futter, aber, man muß schon zuvor viel Futter und Dünger, folglich auch viel Geld haben, ehe man Klee bauet, besonders wenn die Aecker mager und entkräftet sind. Westenrieders Beiträge, II. B. Seite 381. 384. 394.

Die Verbesserungen in der Landwirthschaft haben ihre Grade, und einen engen Zusammenhang; eine entspringt aus der andern, und müssen stufenweiße bewirket werden. Wenn es auch wahr wäre, daß die Aufhebung der Brache der höchste Grad einer vollkommenen Landwirthschaft wäre; so wäre es doch widersinnig, diese höchste Stufe mit Einmal im ganzen Lande, ohne Unterschied des Bodens, bei so vielen gegen einander kreuzenden Umständen bewirken zu wollen.

Selbst die Schaafzucht müßte bei gänzlicher Aufhebung der Brache und Weiden völlig zu Grunde gehen. Wo erhielten diese nützlichen

und für Baiern so wichtigen Thiere eine Nahrung, wenn alle Felder den ganzen Sommer hindurch angebauet, und alle Weiden aufgehoben sind? Schubart von Kleefeld fühlte die Stärke dieses Einwurfes und versuchte also die Stall- oder Hordenfütterung der Schaafe, oder borgte sie vielmehr dem Herrn Bernard ab. Er fand Anhänger an Herrn Holzhauser, Krämer, Gruner und andern Kammeralisten in Koburg und Dessau. Es traten aber auch viele Gegner auf, welche geradehin behaupteten, daß dieses Verfahren der Gesundheit der Schaafe und der Güte der Wolle schädlich sei.

Die Sache ist noch sehr problematisch, und noch immer wahrscheinlicher, daß der Klee wegen seiner Hitze und Fettigkeit wenigst für die Zuchtschaafe ungesund und untauglich sei. Versuch einer Beantwortung der Frage: Ist es möglich, die Stall- und Hordenfütterung allgemein einzuführen? Leipzig, 8. 1786. Und wenn dieses auch nicht wäre, wer wird glauben, daß wir in Baiern mit Einmal so viel Klee bauen, daß wir nicht nur unsere Pferde und sämtliches Rindvieh, sondern auch unsere Schaafe hinlänglich ernähren könnten. Oder, wer wird dem Landmann zumuthen können, daß er, bei gegenwärtigem Mangel an Dienstboten, den Klee auch für die Schaafe mähen und nach

Haus

Haus bringen sollte? Ich und jeder andere, würde gewiß, um der gänzlichen Zerrüttung der Wirthschaft vorzubeugen, lieber zum voraus auf die Schaafzucht Verzicht thun. Es ist also unbegreiflich, wie man behaupten könne, daß der Brachanbau nicht nur den Schäfereien keinen Abbruch thue, sondern vielmehr, besonders wenn dergleichen Felder mit verschiedenen Kleearten bestellet sind, die Schaafe darauf den Winter hindurch, so lange die Erde gefroren ist, ein vortrefliches Futter finden. Es gehöret eine ganz besondere und ungewöhnliche Witterung dazu, wenn die Schaafe auf solchen Kleeäckern nur wenige Nahrung finden sollten. Die Aecker müssen nicht nur stark gefroren seyn, damit die Schaafe die ganz jungen Pflanzen nicht mit der noch schwachen Wurzel heraus reissen, sondern es darf auch kein Schnee darauf liegen, sonst können sich die Schaafe keine Nahrung suchen. In vielen Wintern giebt es keine solche Witterung, oder sie wird gewiß von keiner Dauer seyn. Sollte dies der einzige Trost des Landmanns, der seine Schaafe das ganze Jahr hindurch im Stalle oder in Horden füttert, seyn, daß er sie vielleicht einige wenige Tage im Winter in den Kleeäckern weiden lassen könne?

Die Schaafzucht wäre also verlohren! und was würde daraus erfolgen? Wir verlöhren

nicht

nicht nur das Fleisch, sondern auch das Inschlitt, die Wolle und die Häute, womit sich Hunderttausende ernähren und kleiden, sondern wir verlöhren auch den kostbaresten Dünger, der den Getraidbau so vorzüglich unterstützet.

Diese neue Bauart und Aufhebung der Brache wäre allenfalls nur in Gegenden anwendbar, wo der Boden tiefe, schwarze, hitzige Erde hat, ein Boden, den man in Baiern nur selten antrift. Auf solchem Boden ist die Brache insgemein ohnehin schon seit langer Zeit aufgehoben, wie wir in dem Dorfe Aich im Landgericht Erding ein auffallendes Beispiel haben. Westenrieders Beiträge I. B. S. 198. Ich kenne einen Landwirth in einer andern Refier, der ebenfalls einen solchen Boden besitzet, und diese neue Bauart schon seit vielen Jahren treibet, ohne dazu aufgemuntert, oder gezwungen worden zu seyn. Es giebt auch viele Söldner, die in ihren nahen und guten Aeckern keine Brache halten. Einige Bauern spannten ihre äußersten Kräfte an, um die Brache aufzuheben, mußten aber wieder davon ablassen.

Dies bestärket meine Meinung hinlänglich, daß unsere Landleute erfinderisch genug sind, und auf alle mögliche Weiße kultiviren, wenn sie nicht durch Armuth, oder durch die Beschaf-

fenheit

fenheit ihres Bodens und Clima's oder durch andere widrige Umstände gehindert werden.

Wer von dieser neuen Bauart, und von derselben Möglichkeit oder Unmöglichkeit in Baiern mehr zu wissen verlanget, findet in Westenrieders Beiträgen I. B. Seite 193 bis 251. ausführliche Nachrichten.

Es ist also offenbar, daß die Brachfelder in Baiern nur in sehr wenigen Orten ganz angebauet werden können, und daß es schlechterdings unmöglich sei, alle Brachen mit Einmal im ganzen Lande aufzuheben. Eben daraus erhellet, daß uns auch Viehweiden nöthig sind, und daß man sie wenigst nicht mit Einmal aufheben, und pro fisco erklären könne, wenn man nicht ganze Dörfer und Gemeinden in's Verderben stürzen will. Es läßt sich kein Ackerbau ohne Viehstand, und kein Viehstand ohne Futter denken, und es ist allemal besser, wenig und schlechtes Futter, als gar keines zu haben. Freilich wäre es besser das Vieh im Stalle zu füttern und die Gemeinweiden zu kultiviren; aber, wir haben noch unüberwindliche Hindernisse, die eine so allgemeine und schnelle Verbesserung unmöglich machen.

Noch hat sich keine Regierung in ganz Deutschland beifallen lassen, an den Unterthanen

nen einen so widernatürlichen Zwang auszuüben. Der geheimde Rath Schubart von Kleefeld hatte zwei Landgüter, wo er die Brachen mit Klee anbauete. Er war ein wohlhabender Mann, und hatte außerordentlich guten Boden. Der gute Erfolg machte Aufsehen, und seine glücklichen Versuche verleiteten ihn, daß er behauptete, man könne in ganz Sachsen die Brachen aufheben, und mit Klee anbauen. Er war ein liebenswürdiger Mann und ein wahrer Menschenfreund, der jedermann glücklich machen wollte. Seine Bitten und Vermahnungen an die adelichen Stände Sachsens, daß sie die schädlichen Schäfereien aufheben: seine Reden an die Landleute, daß sie seinem Beispiele folgen, und alle Brachen aufheben möchten, und seine vortreflichen ökonomisch-kammeralistischen Schriften Leipzig, 8. 1784. machen Epoche in der Landwirthschaft, und zeugen von seinem guten, wohlthätigen Herzen. Er war der eifrigste Vertheidiger des allgemeinen Besten, und zog sich dadurch den Haß der Uebelgesinnten zu, die sich zum Schaden des Publikums und des Landes bereichern. Er beschuldigte seine Landleute keiner Dummheit oder Faulheit, sondern trachtete nur, die Hindernisse wegzuräumen, und hofte, daß der Landmann alsdann seinen Nutzen nicht mißkennen werde. Sein

Eifer

Eifer gieng nur darinn zu weit, daß er behauptete, man könne alle Brachen und Weiden aufheben, ein Saz, dessen Ungrund er nach einiger Zeit selbst einsah, und öffentlich bekannte.

Nie hat er behauptet, daß man seinen Grundsaz und seine neue Bauart mit Einmal befolgen sollte, oder daß dieselbe möglich wäre, ehe die vielen Hindernisse gehoben würden. Die Sächsische Regierung mochte wohl gewünschet haben, daß eine so allgemeine Verbesserung möglich gemacht werde: aber sie hütete sich, Zwangmittel zu gebrauchen. Indessen blieben doch die Lehren und Anweisungen des Herrn Schubart nicht ohne Nuzen, und er würde weit mehr geleistet haben, wenn er nicht mit so vielen und mächtigen Feinden zu kämpfen gehabt hätte. Sanft ruhe die Asche eines Mannes, der sich ganz für das allgemeine Beste seines Vaterlandes aufopferte, und wegen der vielen Verdrüßlichkeiten, die ihm die Uebelgesinnten verursachten, eines allzu frühzeitigen Todes starb.

Wir haben selbst an diesem vortreflichen Manne ein auffallendes Beispiel, daß den gelehrten Oekonomen nicht allzeit und ganz zu trauen sei, und daß sie oft aus Eifer für die gute Sache, oder aus Eigenliebe und Ehrgeize übertriebene Säze behaupten, die sich im Ganzen

zen und Allgemeinen nicht anwenden lassen. Ist eine Meinung einmal öffentlich behauptet, so kostet es zu viele Ueberwindung, sich selbst für fällig oder irrig zu erklären. Verwalter oder Verweser herrschaftlicher oder landsherrlicher Wirthschaften verdienen am wenigsten einen Glauben, wenn man nicht ohnehin von ihrer Rechtschaffenheit überzeuget ist.

Wo alles im Ueberfluß vorhanden ist, läßt sich leicht wirthschaften: aber eine solche Wirthschaft kann ohngeachtet des schönsten Viehes und der herrlichsten Kleewiesen dennoch schlecht bestellet sein. Es ist nur blendende Aussenseite, worüber unverständige Leute die Augen aufsperren; wenn man aber der Sache auf den Grund sieht, und Einnahmen und Ausgaben berechnet, so zeiget sich ein abscheuliches Deficit, oder, wenn es gut geht, eine ökonomische Tändelei. Westenrieders Beiträge S. 231. Solche Oekonomen geben vor, daß sie ein Beispiel sein, und den gemeinen Mann zur Kultur reizen wollen. Der benachbarte Bauer staunet über den ungeheuren Aufwand und — lachet über die Charlatanerie des Einen und über die Leichtgläubigkeit des Andern.

Andere Oekonomen, die mit ihrem eigenen Beutel Rechnung halten und mit Nutzen ihre Wirthschaften führen, verdienen freilich mehrere

Ach-

Achtung, aber auch bei diesen ist das große Wunderwerk manchmal nur das Verdienst eines Brauhauses, einer Brandweinbrennerei, oder reicher Zehenden, oder eines außerordentlich guten Bodens. Man pflegt gar zu gerne sich selbsten zuzueignen, was bloß von Nebendingen und glücklichen Umständen herrühret. Die Verdienste des Herrn von Pfeiffer, Leske, Leo, Fischer, Riem, Gugemuß, Benekendorf, Germershausen u. a. m. sind bekannt: aber wenn die Landleute ihren vorschnellen Meinungen sogleich allgemein gefolget, oder die Regierungen sie zu Befolgung derselben gezwungen hätten, so wäre ein allgemeines Verderben, Theuerung und Hungersnoth entstanden. Selbst der große Kenner und Beförderer der Landkultur, König Friedrich der Zweite, begieng manchmal einige Fehler, und die Ausführung entsprach oft seinen Wünschen nicht, wie aus Benekendorfs Schriften zu ersehen ist. Glücklicher Weiße sind diese Fehler in Rücksicht der allgemeinen Verbesserung, die er bewirkte, unbedeutend. Auch auf die Schriften ökonomischer Gesellschaften und Akademien ist sich nicht allemal zu verlassen. Die Mitglieder derselben denken und schreiben verschieden. Wenn ihre Schriften den ökonomischen Sammlungen einverleibet werden, so sind sie darum von der ganzen Gesell-

schaft nicht gut geheißen, sondern nur des Druckes würdig geachtet. In Ansehung gekrönter Preisschriften hat es eine andere Beschaffenheit. Die Akademie nimmt alles in reife Ueberlegung, und spricht hierüber ihr Urtheil, das sie der Welt vor Augen legt. Wer sollte es wagen wollen, den Aussprüchen einer so erlauchten Gesellschaft, wie die zu Berlin ist, Achtung und Zutrauen zu versagen?

Ich wünsche, daß ein gelehrter Oekonom, der mit allem, was unsere Landleute thun, unzufrieden ist, in einiger Entfernung von Städten ein bloßes Bauergut übernähme: wenn er dabei reich würde, so sollte ihm der Staat eine Ehrensäule setzen lassen.

Man darf aber nicht glauben, daß die gelehrten Oekonomen insgesamt eine gänzliche Aufhebung der Brache, und eine allgemeine Stallfütterung anrathen. Sehr viele der vortreflichsten Männer behaupten gerade das Gegentheil. Unter vielen andern will ich hier nur den Herrn von Benekendorf, der gewiß ein klassischer Schriftsteller und einer der berühmtesten Lehrer der Oekonomie ist, anführen. In seiner Oeconomia controversa II. B. nimmt er in der 62. Streitfrage als einen richtigen und unbezweifelten Grundsatz an, daß man in allen Gegenden,

wo

wo die Aecker nicht wohl gedünget werden können, wie es leider in den meisten Orten ist, die Brache halten müsse. Hernach wirft er die Frage auf: Ob in wohlgedüngten Aeckern das Brachen nützlich sei. Da seine Schriften nicht in jedermanns Händen sind, will ich seine eigene Worte anführen. In der Vorerinnerung oder statu controversiae heißt es: „man wird in allen „Gegenden, wo der Ackerbau mit einer gewissen „Aufmerksamkeit betrieben und als die Grundsäule der ganzen Landwirthschaft angesehen „wird, wahrnehmen, daß die Brache eingeführet und das Ackerfeld in drei oder mehrere „Schläge, die wechselsweiße genützet werden, „und alsdann wieder einer gewissen Ruhe genießen, eingetheilet ist. In unsern neuern Zeiten, wo man, auch in der Landwirthschaft, anders als vorhin zu denken, und vieles von demjenigen, so ehedem als das Beste und Nützlichste „angesehen wurde, theils mit, theils auch ohne „Grund zu verwerfen angefangen, hat dieses „Schicksal auch unter andern die Meinung derjenigen, welche das Brachehalten als nothwenwendig angesehen, betroffen. Besonders haben sich viele von den theoretischen Wirthen „hervor gethan, die der Brache durch ihre Feder mit vieler Heftigkeit den Krieg ankündigen, „und sie als überflüßig abschaffen wollen. In-

 „zwi-

„zwischen schränken sie sich darunter nur bloß „auf solche Felder und Aecker ein, welche bei ei„nem völligen Viehstande in steter guter Dün„gung unterhalten werden können. * In An„sehung dieser sehen sie die Brache als höchst „überflüßig an, dahingegen sie solche bei den „magern und nicht in gehöriger Düngung stehen„den Feldfluren auch fernerhin nach der alten „Gewohnheit gelten lassen."

Will man in Baiern allein nicht gelten lassen, was überall gilt? Will man mit einer unerhörten Intoleranz in einer sehr zweifelhaften Sache ein kammeralistisches Dogma machen, und die Aufhebung der Brache sogar auf mageren Gründen erzwingen? Nachdem Herr von Benekendorf außer allen Zweifel gestellet, und für richtig angenommen hat, daß sich die Brache auf magerem Boden nicht aufheben lasse, so führet er alle Gründe und Gegengründe an, welche für und wider die Aufhebung der Brache auf guten und wohlgedüngten Aeckern streiten, und entscheidet die Frage also: „Die übeln Folgen, „die

* Was würde Benekendorf dazu sagen, wenn er wüßte, daß man nun in ganz Baiern auch in dem schlechtesten Boden, wo Geld, Vieh, Futter und Dünger mangeln, die Brache mit Einmal gewaltthätig aufheben wollte?

„die aus der Abschaffung der Brache entstehen,
„sind in den Gründen wider die Aufhebung der
„Brache dergestalt nach der Wahrheit geschil-
„dert, daß ein jeder von derer Nothwendigkeit
„dadurch überzeuget werden kann. Eben diese
„Gründe bewegen auch mich, der Meinung der-
„jenigen, die das Brachhalten als die beste und
„sicherste Ackerbestellungsart ansehen, beizu-
„pflichten. Besonders wird sich ein Ackersy-
„stem, welches auf eine richtige Beobachtung
„der Brache gegründet ist, in großen Wirth-
„schaften, wo in dem Ackerbaue keine Künste-
„leien statt finden, für derjenigen Ackereinrich-
„tung, nach welcher man das ganze Feld ohne
„Unterschied alle Jahre mit Getraid besäet, gar
„sehr rechtfertigen. Bei einzelnen und kleinen
„Ackerstücken, die theils von besonderer innerer
„Güte sind, theils aber auch in steter vollkom-
„mener Düngung erhalten werden, will ich die
„Möglichkeit, solche alle Jahre, ohne ihnen
„vermittelst des Brachhaltens eine Zwischenruhe
„zu gönnen, auf die beste und nützlichste Art,
„nützen zu können, nicht in Abrede stellen. Al-
„lein dieses sind bloße Ausnahmen, deren sich
„nur Wirthe, welche nur wenige, in einer be-
„sonders fruchtbaren Gegend liegende Aecker be-
„sitzen, zu erfreuen haben, und folglich nicht
„zu denjenigen Vorfällen gehören, auf welche

„allgemeine Regeln gegründet werden müssen.
„Ueberhaupt kann ich mich nicht überzeugen,
„daß es, dergleichen kleine Ausnahmen ausge-
„nommen, wahre praktische Wirthe geben kön-
„ne, welche das Halten der Brache in großen
„Wirthschaften für überflüßig zu erklären sich
„getrauen sollten.“

Herr von Benekendorf geht bei der Entschei-
dung der 63. Frage noch weiter, und will in
der Brache gar keine Nebenfrüchte, als Rüben,
Kraut, Klee, und dergleichen gedulden. „Ein
„Landwirth, saget er, dessen Haupteinnahme
„in einem reichen Getraidbau besteht, und der
„von seinem gewonnenen Getraide einen sichern
„und genugsamen Absatz hat, wird bei der rei-
„nen Brache jederzeit am besten fahren; und er
„hat daher Ursache den Anbau aller Nebenfrüch-
„te in derselben zu vermeiden. In Gegenden
„aber, wo es schwer hält, den gewonnenen
„Getraidvorrath mit Bequemlichkeit abzusetzen,
„und hingegen andere Gewächse und Neben-
„früchte weit leichter zu verlosen und an den
„Mann zu bringen sind, kann es nicht getadelt
„werden, wenn ein Landmann, der seine Aecker
„in steter guter Düngung zu erhalten im Stan-
„de ist, auch diese in der Brache mit anzu-
„bauen, Fleiß anwendet.

In

In Ansehung der Weiden ist es beinahe eben so, wie bei der Brache. Die erfahrensten Oekonomen stimmen durchgehends wider die allgemeine Stallfütterung, oder sehen sie nur für ein Hülfs- oder Nothmittel für diejenigen Gegenden an, wo keine gute nahe liegende Weiden sind. Man lese hierüber die Schriften des Herrn von Benekendorf, Germershausen u. a. m. Die Akademie zu Berlin hat die Preisschrift des Gottlieb Ludwig Grasmann, Predigers zu Sinzlow und Kortenhagen, gekrönet, worinn er behauptet, daß die Stallfütterung der meisten Vieharten allerdings sehr nützlich und zu empfehlen, auch möglich sei: aber sie sei nicht allgemein möglich, sondern nur unter den von ihm angegebenen Ermäßigungen anzurathen, und das auch nur stufenweiße: daß sie aber in Ansehung der Schaafe fast gar nicht möglich, und eher schädlich als nützlich sey. Dies sind die eigenen Worte des großen Staatsmannes und Beförderers der Landkultur Grafen von Herzberg in seiner Rede, welche er in der öffentlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 24. Jänner 1788. hielt, und der gekrönten Preisschrift des Herrn Grasmann vordrucken ließ. Ich trage kein Bedenken, sagt Herr Graf von Herzberg weiter, dem Verfasser dieser Preisschrift fast in allen Grundsätzen und Behauptungen beizupflichten.

Er rühmet, daß er selbst ein 36jähriger Oekonom sei, und sein Landguth Britz selbst verwaltet habe, und daß er also durch vieljährige Erfahrung von der Stallfütterung und Brache urtheilen könne. Sein Urtheil ist für die allgemeine Stallfütterung und Aufhebung der Brache gar nicht günstig. Er verwirft den allgemeinen Schlendrian, pflichtet aber keineswegs den Neuerlingen oder theoretischen Wirthen bei. So wie man aber selten, saget er, die Mittelstraße hält, so fallen einige darauf, und vermeinen, man müsse alles Vieh, Kühe, Ochsen, Pferde, und Schaafe auf dem Stall füttern — und keine Brache halten — Ich halte gar nicht nützlich, sondern vielmehr schädlich, daß man keine Brache oder Ruhe halte, sondern alles Ackerfeld jährlich bestelle. Nebenbei bemerket der Herr Graf von Herzberg, daß viele eingelaufene Preisschriften eine allgemeine Stallfütterung behaupteten, unter welchen aber keine den Preis oder das Accessit erhielt.

Man rühmet allenthalben die Landwirthschaft in England, und stellet sie als ein Muster für Deutschland dar. Jeder Schriftsteller will ein Engländer seyn, ohne zu wissen, wie die Wirthschaft in England geführet werde. Ich weis es nicht nur aus Reisebeschreibungen, sondern

dern auch aus dem Munde redlicher und rechtschaffener Engländer, daß es daselbst viele ungeheure Strecken von Weiden und Gemeinweiden selbst in der Nachbarschaft von London gebe. Dies allein sollte für unsere Gelehrte ein hinlänglicher Beweggrund seyn, daß sie die Weiden nicht ganz und überall, wenigst nicht mit Gewalt vertilgen. England ist selbst ein Beyspiel, daß man den Ackerbau und die Viehzucht, ohngeachtet der Weiden, sehr hoch, und höher als in jedem andern Lande, treiben könne.

Ich bin ein Liebhaber der Stallfütterung, und treibe schon seit vielen Jahren kein Vieh, die Saafe ausgenommen, auf die Weide, und wünsche daher, daß ich der Meinung derjenigen, die die Stallfütterung beschränken, und bei gewissen Umständen für schädlich oder unmöglich erklären, nicht beipflichten müßte. Allein die Erfahrung hat mich gelehret, daß sie mühsam und kostbar sei, und daß es immer nützlicher wäre, wenn man eine nahe gute Weide bei der Hand hätte, besonders in einem Lande, wie Baiern, wo Mangel an Dienstbothen, und noch viele andere Hindernisse im Wege stehen. Es giebt aber in Baiern sehr wenige solche Gegenden, wo gute fette Weide bei der Hand ist, und es ist daher zu wünschen, daß die Stall-

fütterung allgemeiner gemacht werden könne. Es ist immer besser, die Unkosten, die die Stallfütterung erfodert, aufzuwenden, als schlechtes und mageres Vieh, wenigen und schlechten Dünger, und ungedüngte Aecker zu haben. Jeder vernünftige Landwirth wird mit mir verstanden seyn, und wünschen, daß die vielen politischen und natürlichen Hindernisse, wenigst zum Theil, aufgehoben werden.

Ich hoffe hier, durch klare Beweisgründe und auch durch die Lehren der größten und berühmtesten Schriftsteller dargethan zu haben, daß sich die Brache nicht ganz aufheben, und keine allgemeine Stallfütterung einführen, vielweniger im ganzen Lande mit Einmal erzwingen lasse. Aber, sollen wir denn immer beim alten Schlendrian stehen bleiben, und ruhig zusehen, wenn sich der Viehstand vermindert oder verschlimmert? Soll man die ungeheuren Möser und Weiden, die das Bild der alten Barbarei und scheußlicher Wüsteneien sind, immer im alten Stande lassen, und nicht Hand anlegen, damit solche für einige Gewächse gedeihliche Erdreiche künftig besser benutzet werden? Man müßte ein Feind des Vaterlandes seyn, wenn man so was nur denken könnte. Allein, diese Verbesserungen müssen auf mögliche Weiße, und

so, wie es die Umstände erfodern, geschehen, und, was unmöglich ist, nicht mit Gewalt erzwungen werden wollen; widrigenfalls wird anstatt des gehoften Nutzens hundertfältiger Schaden und ein allgemeines Verderben entstehen.

Obwohl die Kultur aller Möser und Gemeinweiden nicht mit Einmal ausgeführet werden kann, und es auch nicht thunlich wäre, alle solche Gründe, die nach 2 Jahren nicht kultivirt wären, pro fisco zu erklären, so sollten doch in einem landesherrlichen Mandat, welches die Vorbereitung des künftigen Kulturwesens seyn sollte, gewisse Grundsätze fest gesetzet, und so gefasset werden, daß hieraus der ernste Willen des Landsherrn und die Möglichkeit der Ausführung erhellet. Man soll nicht verlangen, daß eine Gemeinde in Zeit 2 Jahren ein Moos von etlich hundert Tagwerken kultiviren solle, und man soll ihr auch nicht drohen, daß man ihr alle Weide auf demselben wegnehmen wolle, folglich weder was Unmögliches begehren, noch den Landmann in Verzweiflung stürzen; damit er nicht noch unthätiger werde, und sich und die Seinigen dem blinden Schicksal überlasse. Die Mittelstraße würde auch hier die beste seyn.

Man könnte die Gemeinden überhaupt zur Kultur aufmuntern, und ihnen die Versicherung

geben,

geben, daß sie von den kultivirten Plätzen der Gemeinweide keine Steuer oder Laudemium zu geben hätten. Auf solche Art würde man das, was jedes Mitglied für sich besonders kultivirt, für gewonnenes Erdreich halten, und in der Kultur immer weiter gehen. Ich weis aus vielfältiger Erfahrung, daß viele Bauern, besonders solche, welche Mangel an Heu haben, einen Theil der Gemeinweide zu kultiviren wünschen, und schon mehrere Jahre um Auszeichnung und Vermessung solcher Gründe bitten. Wenn nun die Obrigkeit alle Glieder der Gemeinde Kopf für Kopf vor sich rufen, und ihre Aeußerungen zum Protokoll nehmen wollte, so würden sich gar bald Liebhaber zur Kultur finden. Wenn die Uebrigen, die sich wider die Kultur erkläret hätten, sähen, daß man einigen einzelnen Gliedern Plätze zur Kultur auszeichnen wolle, so werden sie gewiß auch für sich, wäre es auch bloß aus Neid, dergleichen begehren, und so würde die Kultur allgemein werden. Hätte ich Macht und Gewalt, ich wollte dies in meiner Nachbarschaft sogleich bewerkstelligen.

Es ist eben nicht nothwendig, daß die Kultur der großen Gemeinheiten gleich auf den höchsten Gipfel, das ohnehin in den meisten

Or-

Orten unmöglich wäre, getrieben werde. In großen Districten würde vielleicht die Koppelwirthschaft die schicklichste und beste Kulturart seyn. Eben so wenig wäre es nothwendig, daß man die Aufhebung der Gemeinheit überall und mit Einmal unternähme.

Eine so allgemeine Erschütterung wäre zu groß, die Geschäfte häuften sich zu sehr, und die verschiedenen Umstände und Hindernisse würden so wichtig und dringend seyn, daß sich die Regierung selbst nicht mehr zu helfen wüßte. Es dörfte die Sache nur in einem einzigen Orte unrecht oder unschicklich angegriffen, und die Ausführung vereitelt werden, so würde man im Ganzen wankelmüthig und die Sache weniger betrieben werden, und vielleicht gar stocken. Wenn eine Gemeinde, bei welcher die Kultur bereits einen guten Fortgang gewonnen hätte, bemerken würde, daß in einem andern Orte eine unüberwindliche Hinderniß entstanden sei, so würde auch sie eben dieselbe, oder ähnliche Hindernisse zu machen trachten, und, durch Anderer Beispiele verleitet, ebenfalls widerspenstig werden. Die Kammeralwissenschaft ist eine sehr ausgebreitete Wissenschaft, und im gegenwärtigen Falle wäre nebenbei eine richtige Kenntniß der Lebensart und der Gesinnungen des

Land-

Landvolkes, der Lage und der Bestandtheile des zu verbessernden Erdreichs, der Beschaffenheit der anliegenden Dörfer und Gemeinden, ihres Ackerbaues, Wiesenstandes, Vermögens oder Armuth erfoderlich.

Es müssen zuvör die Gesinnungen der Gemeinden, wenigst der geschicktesten Glieder derselben, erforschet, und ihre Vorschläge und Einwendungen wenigst angehöret werden. Läßt man sich mit ihnen in keine vorläufige Unterhandlung ein, und fährt wie der Bliz auf sie los; so werden sie eben darum mißtrauisch und widerspenstig. Wie sollten sie glauben können, daß man es mit ihnen gut meine, wenn man sie in ihrer Ruhe überraschet, und sie, ohne ihre Beschwerden anzuhören, schon zum voraus als Widerspenstige oder Tollsinnige behandelt? Die Bauern wollen es nicht glauben, daß die Gelehrten die Kultur weit besser als sie verstehen, und die Erfahrung hat ihre Meinung schon oft gerechtfertiget. Gewinnt man bei dieser Unterhandlung nichts anders, so lernet man doch ihre Denkungsart kennen, und man weis, wie man mit ihnen oder wider sie verfahren müsse; man kennet ihre Einwendungen und Beschwerden, und kann vielleicht denselben bei der Ausführung zum Theil oder ganz vorbeugen.

Den

Den Anfang sollte man billig in solchen Orten machen, wo die wenigsten Hindernisse, und rechtschaffene Landbeamte sind, auf welche das Volk ein Vertrauen hat. Ein einziger Beamter auf dem Lande, den die Unterthanen lieben, und von dem sie überzeuget sind, daß er es mit ihnen gut und redlich meine, kann weit mehr Gutes bewirken, als ein ganzes Churfürstliches Collegium. Dagegen ein Beamter, der der Kultur abgeneigt ist, und, wie es leider oft geschieht, selbst heimlich unter der Decke der Widerspenstigen liegt, ganz gewiß alles vereiteln wird. Der baiersche Landmann ist willig und gehorsamlich, wenn es den Obrigkeiten Ernst ist, ihn zum Gehorsam zu bringen. Wenn ihm aber eine höhere Hand zum Ungehorsam winket, so bleibt er ruhig stehen, und thut nichts, oder begehet wohl gar Freveltharten. Wir haben hievon in allen Gemeingeschäften, die von mehrern Obrigkeiten betrieben werden sollten, viele und auffallende Beispiele.

Vor allem ist also nothwendig, daß sich die Regierung der ernstlichen Beihülfe der Landbeamten versichere. Westenrieders Beiträge I. B. S. 223. Viele Beamte sind so rechtschaffen, daß sie aus eigenem Antriebe zum Wohl des Vaterlandes die gute Sache nach

 Mög-

Möglichkeit unterstützen. Nebenbei könnte man denjenigen, die eine beträchtliche Kultur bei ihren Unterthanen bewirkten, allerlei Gnadenbezeugungen und Begünstigungen für sie und ihre Familie, ohne Unkosten des Aerariums zusichern, und ihnen hierüber schriftliche Decrete ausfertigen. Man könnte zum Beispiel unter landesherrlichem Handzeichen bezeugen, daß dieser oder jener Beamte durch Emporbringung der Kultur sich um das Vaterland verdient gemacht habe, und ihm nebenbei die Versicherung geben, daß man auf gute Versorgung seiner Kinder vorzüglichen Bedacht nehmen, oder ihn auf andere Art belohnen werde.

Wenn nun ein und andere Gemeinweide oder Moosgrund bereits zur Kultur gebracht worden wäre, so hätte der Staat schon sehr viel, und selbst in der weitern Ausführung anderwärtiger Kultur, gewonnen. Es wäre dies ein Beispiel für andere Gemeinden, und es würde wenigst die Einrede nicht mehr gelten, daß die Kultur solcher Gründe nicht möglich sei.

Damit die Unterthanen von dem ernstlichen landesherrlichen Willen versichert werden, sollte man da, wo man die Kultur zu betreiben gedenket, und mit gutem Fortgange zu bewirken

hoffet,

hoffet, den Weidegrund geometrisch ausmessen, und die Erklärungen der Unterthanen, jeder besonders, wie schon gesagt ist, zum Protokoll bringen, ob sie etwas oder nichts kultiviren wollen, und wie viele Tagwerke sie zur Weide verlangen. Die Foderungen der Weide werden freilich ungeheuer, und die Unmöglichkeit der Kultur vorgeschützet werden; dagegen man ihnen die Begünstigungen und Vortheile, die den Kulturliebhabern zu statten kommen, ausführlich und deutlich erklären, und nebenbei bedeuten soll, daß man sich an ihre übertriebenen Foderungen um so weniger kehren werde, wenn sie sich zu keiner Kultur gutwillig anschickten.

In obigem Mandat müßten nicht nur diese Begünstigungen, sondern auch die Einschränkungen der Weidenden ernstlich und deutlich vorgetragen und den Widerspenstigen und Frevelern nicht nur mit Strafen gedrohet, sondern dieselben ohne Rücksicht auf einige Intercession genau und streng vollzogen werden. So wie es in allen Ständen böse Leute giebt, die das Gute verhindern wollen, so giebt es derer auch im Bauerstande, ohne darum berechtigt zu seyn, das Landvolk überhaupt für schlimm und bösartig zu erklären. Wer gegen solche Leute Nachsicht hat, oder sie wohl gar heimlich unterstützet,

ist ein Feind des Staats, und unterdrücket die guten und fleißigen Unterthanen, welche vermöge ihres natürlichen Characters lieber auf Verbesserung ihrer Gründe Verzicht thun, als sich mit bösen und übelgesinnten Nachbarn in verderbliche und gehäßige Händel einlassen wollen. Ein jeder Freveler soll also seine Frevelthat büßen, und auch ein Bauer, der Armuth halber nicht kultiviren kann, soll darum nicht die Kultur der übrigen Gemeinde hindern können, oder auf derselben kultivirten Gründen sein Vieh weiden, oder sonst einigen Schaden zufügen dürfen, sollte er auch samt seiner Famillie den Bettelstab ergreifen müssen. Sein Schicksal wäre zu bedauren, und er verdienet, daß die Obrigkeit für seinen Unterhalt sorge; aber er verdienet nicht so vieles Mitleiden, daß darum die ganze Gemeinde Schaden leiden und die angefangene Kultur, die von immerwährendem Nutzen ist, zu Grund gerichtet werden sollte.

Diese Drohungen und genaue Execution sollen sich aber nicht bloß auf die Freveler, sondern auch auf ihre Gönner und Beschützer, besonders auf die Beamte erstrecken, die so gerne einzelne oder einschichtige Unterthanen in Gemeinsachen schützen; entweder um ihre Autorität zu zeigen, oder weil sie glauben, daß ihnen jeder

der Kreuzer entgehe, den ihr Unterthan zum Besten der Gemeinde aufopfert. Westenrieders Beiträge I. B. S. 218.

Die größte Schwierigkeit ist gewiß dies, daß die Unterthanen schon gewohnt sind, zu glauben, daß die landesherrlichen Mandaten nicht allemal ernstlich gemeinet, und eben so genau nicht befolget werden müssen. Vielfältige Erfahrungen brachten den Landmann, der bloß aus Erfahrung urtheilen kann, auf diesen unseligen Gedanken. Wer hätte es, zum Beispiel, geglaubt, daß die Aufhebung einiger Feiertage nicht ernstlich gemeinet sei? In den ersten 2 Monaten nach dem Aufhebungsmandat haben fast alle Bauern und Dienstbothen gearbeitet; allein die Feiertage fanden an vielen Geistlichen, und Beamten, und selbst an einigen Großen in den Städten, mächtige Patronen: und endlich hieß es allgemein, daß der Landesherr vom Mandat nichts wisse. Es erfolgten häufige Dispensationen in Ansehung der Kreuzgänge; man sah allenthalben verführerische Beispiele, und endlich that wieder jedermann, was er wollte. Westenrieders Beiträge I. B. S. 235.

Indessen ist doch gewiß, daß in dergleichen Tagen viele Arbeiten verrichtet wurden, die vorhin

hin nicht geschahen. Man hielt zum Beispiel im ganzen Lande die Schrannen an den aufgehobenen Feiertagen, man machte Holz- und andere Fuhren in die Mühlen und in die Städte. Aber hernach wurden die Schrannen, die schon den völligen Fortgang hatten, zum allgemeinen Verdruß der Bauern an den aufgehobenen Feiertagen verbothen, und ich sah selbst, daß man einige Unterthanen, die Holz in die Sägmühlen gefahren, anhielt und nicht weiter paßiren ließ. Welch ein Contrast!

Was die Begünstigungen der Landkultur, und die Einschränkungen der Hindernisse derselben, anbelanget, findet man in dem Entwurf des Mandats vortrefliche Stellen, die des wärmsten Dankes aller redlichen Baiern würdig sind. Der Verfasser desselben zeiget sich in einem so schönen Lichte, daß man seinen patriotischen und unermüdeten Eifer für das allgemeine Beste, und seine tiefe Einsichten in das Kulturwesen nicht verkennen kann.

Wenn ich hier noch einige Anmerkungen beifüge, so geschieht es nicht in der Meinung, als ob ich ein und anders besser verstünde, vielweniger in der schändlichen Absicht, diesen vortreflichen Entwurf zu verkleinern. Meine

Absicht ist nur', seine Behauptungen zu bestärken, und ihn nebenbei auf einige Nebendinge und Umstände, die mir vermöge meines langwierigen Aufenthalts auf dem Lande besser bekannt sind, aufmerksam zu machen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rottmanner, Simon,

Ofellus Rusticus oder der Vertheidiger der Brache in Baiern über die Recension in der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek XV. Band S. 364

Frankfurt 1796

Bavar. 1994
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10377073-6
VD18 15347133